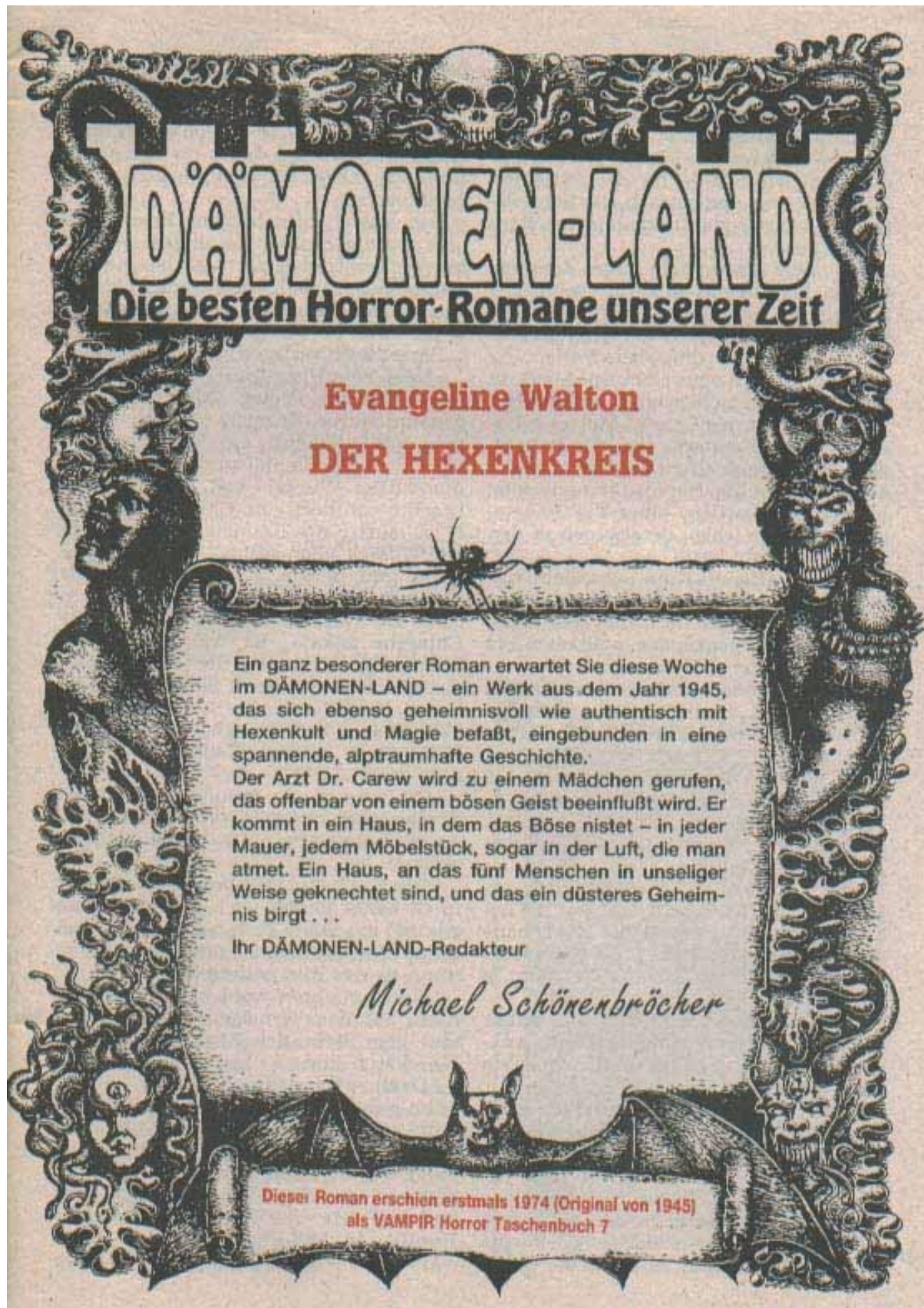


Scanned by Budes Dez 2001  
Corrected and layouted by Shilahr Jan 2002





Dr. Gayiord Carews Sprechzimmer in der West 45th Street strahlte eine ruhige, ungezwungene Würde aus. Es war nicht so luxuriös eingerichtet wie die Sprechzimmer anderer berühmter Nervenspezialisten. Die Stühle für die Patienten waren bequem und einfach, der Schreibtisch des Arztes glatt und ohne überflüssigen Zierat.

Schon die Atmosphäre dieses Zimmers wirkte beruhigend auf die gequälten Nerven der Patienten. Der dünne, weißhaarige Mann, der jetzt vor dem Schreibtisch saß, war allerdings kein Patient. Er war Anwalt in einer kleinen Stadt in New England, nicht weit von dem Dorf bei Nantucket, wo Carews Mutter geboren war. Der Mann war also kein Patient, aber er zeigte doch eine gewisse, wenn auch beherrschte Nervosität und einen inneren Widerwillen, über die Angelegenheit zu sprechen, deretwegen er den Arzt aufgesucht hatte.

»Ich soll also ein Kind behandeln, das in einem von Geistern heimgesuchten Haus wohnt?« faßte Dr. Carew das bisherige Gespräch zusammen. »Glauben Sie denn an Geister, Mr Barret?«

»Ich weiß, das kommt Ihnen völlig abwegig und unsinnig vor. Aber für Elizabeth Quincy Stone ist die Sache sehr ernst. Erst starb ihr Gatte auf merkwürdige Art, und nun zeigt das Kind so sonderbare Anwandlungen. Es ist schade, daß die Mutter nicht selbst zu Ihnen kommen konnte, um Ihnen den Fall zu beschreiben.«

»Sie sagten, es hätte keinen Sinn, das Mädchen hierher zu bringen, weil sie bei Tageslicht und außerhalb des Hexenhauses ganz normal wirkt. Ein merkwürdiger Name für ein Haus. Wie kam es dazu?«

»Das war eine Laune von Miß Sarai. Sie war nach einer Ahnin genannt worden, die man gehängt hatte, weil sie angeblich eine Hexe war.«

»War das die Tante, deren Testament Mrs. Stone und ihre beiden Cousins zwingt, die nächsten zehn Jahre in dem Haus zu wohnen?«

»Ja. Alle drei erben eine ziemlich große Summe, wenn sie zehn Jahre in dem Haus bleiben, genauso lange, wie sie als Kinder dann gelebt hatten. Eine sentimentale Geste von Miß Sarai Quincy, einer ihrer vielen exzentrischen Einfälle. Warten Sie, ich habe hier einen Artikel über das Anwesen. Er ist von einem ihrer Cousins, einer der Lees, im Alter von fünfzehn Jahren für sein Hochschulmagazin verfaßt.«

Der Anwalt öffnete seine Brieftasche und zog einen alten Zeitungsausschnitt hervor. Der Titel des Artikels lautete: Das Hexenhaus, verfaßt von Joseph Lee.

»War seine Mutter eine Quincy?« fragte der Arzt.

Barret wick verlegen seinem Blick aus. »Nein. Sein Urgroßvater war ein Quincy - Captain Pegleg Quincy, wie er genannt wurde. Er reiste oft nach Ostindien und verdiente ein Vermögen mit Opiumhandel. Einmal kam er auch in die dunkelsten Viertel von Peking und brachte von dort eine Chinesin mit, die er gekauft hatte. Damals war er schon ein Witwer über sechzig. Sein ältester Sohn und dessen Frau - Miß Sarais Eltern - besorgten ihm den Haushalt. Aber sie verschwanden eiligst, als die Chinesin ankam. Es war der größte Skandal, den Harpersville je erlebt hat. Captain Pegleg scheint ihn genossen zu haben. Er war exzentrisch wie die übrige Familie und ließ es sogar zu, daß seine Geliebte in seinem Haus ihre Götter anbetete.«

»Ich kann mir die Freude der ehrbaren Kirchgänger lebhaft vorstellen.« Es zuckte belustigt um Dr. Carews Mundwinkel.

»Die war kaum sehr groß. Sein Portrat in Öl hängt immer noch im Haus. Eine Klausel in seinem Testament besagt, daß seine Nachkommen enterbt werden, wenn sie das Bild entfernen.«

»Und sie waren wohl kaum so moralisch, auf das Vermögen zu verzichten und den Stein des Anstoßes von der Wand zu nehmen.«

»Dann wäre das ganze Geld an den Sohn gegangen, den er mit der Chinesin hatte. So bekam er nur seinen Anteil. Als er erwachsen war, ging er nach Frankreich, wo man sein exotisches Aussehen nicht so anstößig fand. Er wurde Arzt und heiratete eine Französin aus guter Familie. Als Miß Elizabeths Vater starb, war sie die letzte Quincy, ein acht Jahre altes Mädchen. Miß Sarai ließ nachforschen, was aus ihrem jungen halbchinesischen Onkel geworden war. Sie erfuhr, daß er und seine Söhne, die er mit der Französin hatte, tot waren. So adoptierte sie seine beiden Enkel. Sie wuchsen mit Elizabeth im Hexenhaus auf, und Miß Sarai dachte, einer der Jungen würde ihre Großnichte heiraten und deren Namen annehmen. Aber Miß Elizabeth machte alle ihre Pläne zunichte, indem sie im Alter von achtzehn Jahren mit Hugh Stone durchging.«

»Der junge Stone starb, wie ich Ihren Andeutungen entnehme, eines merkwürdigen Todes?«

»Er brachte sich um. Er hatte zwei Jahre lang keine Arbeit mehr gehabt, und sie hatten kaum noch Geld. Er dachte, Elizabeths Familie würde sie wieder aufnehmen, wenn er nicht mehr da sei. Das gab er als Grund für seinen Selbstmord an.«

»Und jetzt ist sein Kind ähnlich hysterisch. Das scheint unter diesen Umständen nur natürlich.«

»Sie weiß nicht, daß ihr Vater Selbstmord begangen hat. Die Mutter hat es sorgfältig vor ihr verheimlicht.«

»Aber die Atmosphäre von Geheimnis und Schrecken, von der sie umgeben ist, könnten ihr leicht einen Stempel aufdrücken.«

»Sie war völlig in Ordnung, als sie in das Hexenhaus kam. Und die Person, die sie zu sehen glaubt, ist nicht Hugh.«

»Wer dann?«

»Unter anderem fürchtet sie sich vor einem großen schwarzen Hasen«, berichtete Barret widerstrebend. »Kein natürlicher Hase - es ist eine Art Geist oder Teufel. Außerdem geschahen einige merkwürdige Dinge. Zum Beispiel fand man den Hund und die Katze des Kindes tot auf. Schon zwei Gouvernanten sind gegangen. Sie sagten, die Kleine würde alles zerbrechen, was sie nur anrühre, um es dann abzuleugnen. Sie sagt, etwas sei >hinter ihr< und würde die Dinge zerbrechen. - Aber lesen Sie doch erst einmal den Artikel.«

Der Anwalt nickte stumm und entfaltete den Zeitungsausschnitt.

Im Jahre 1652, las Carew, kam Joseph de Quincy nach New England, ein dunkelhaariger ernster Mann, der sich als französischer Hugenotte und Arzt bezeichnete. Er ließ sich in Harpersville nieder. Er heilte viele Kranke, und eine seltsame Kraft ging von ihm aus.

Bald machten merkwürdige Gerüchte die Runde. Der Captain, auf dessen Schiff er die Überfahrt gemacht hatte, erzählte, Joseph de Quincy hätte nach Einbruch der Dunkelheit in einem französischen Hafen sein Schiff betreten und ihm für die Überfahrt das Doppelte des üblichen Preises geboten. Am nächsten Morgen hörte der Captain, daß man in der Stadt nach einem entflohenen Zauberer suche. In einer Stadt im Süden, nahe der Pyrenäen, war vor kurzem eine Höhle entdeckt worden, in der Satansjünger ihre Riten abgehalten hatten. Dreißig Zauberer und doppelt so viele Hexen hatte man verbrannt. Aber der Hauptzauberer, der bei den schwarzen Messen den Satan verkörpert hatte, war entkommen.

Als der Captain die Kabine des seltsamen Passagiers betrat, um ihn zu fragen, ob er der Gesuchte sei, sah ihn der Mann so merkwürdig an, daß der Captain ganz verwirrt wurde und plötzlich Angst empfand. Vielleicht lockte ihn aber auch das Geld, das de Quincy ihm bot. Jedenfalls nahm er ihn mit nach Amerika.

Die Gerüchte wurden immer wilder, und schließlich mußte sich Joseph de Quincy vor dem Magistrat wegen des Klatsches verantworten. Er tat das ohne Furcht und gab alles offen zu. Eingedenk seiner guten Taten wurde er vom Magistrat verschont, zumal er versprach, von nun an ein gottesfürchtiges Leben zu führen.

Eines Tages erkrankte Elizabeth Harper, die Tochter jenes reichen Mannes, der der Stadt ihren Namen gab. De Quincy behandelte sie. Mrs Harper erzählte später, sie hatte ihn am Bett ihrer Tochter sitzen sehen. Er habe Elizabeths Hand gehalten und ihr tief in die Augen geblickt. Elizabeth habe ihn wie fasziniert angestarrt.

Das Mädchen genas, und de Quincy hielt um ihre Hand an. Die Eltern waren von der Verbindung nicht sonderlich begeistert, willigten aber ein.

Ein Jahr nach der Hochzeit brach eine Fieberepidemie in Harpersville aus, und obwohl de Quincy viele Kranke heilte, konnte er nicht verhindern, daß seine Schwiegereltern starben. Mit einem Teil des Erbes baute er ein Haus auf einer Insel in der Nähe der Küste und zog mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter ein.

Elizabeth de Quincy lebte sehr zurückgezogen. Nach der Geburt ihres Sohnes erkrankte sie wieder. Eine Schwester ihrer Mutter ruderte zu der Insel, als de Quincy gerade nicht zu Hause war, und fand ihre Nichte bitterlich weinend vor. Die junge Frau sagte, sie wurde von bösen Träumen gequält. Einmal habe sie geträumt, sie sei nachts aufgewacht und ans Fenster getreten. Da habe sie ihren Gatten nackt mit den Dienerinnen an der Küste tanzen sehen. Die nackten Körper hätten im Mondlicht geschimmert, und sie opferten einen schwarzen Hahn und vollzogen noch andere Riten, die zu berichten sie sich schämte.

Ein andermal erwachte sie um Mitternacht, weil etwas sie berührt hatte. Sie sah einen schwarzen Schwanz, an dessen Ende eine Flamme loderte. Ihre Decke wurde in Brand gesteckt, und schreiend wandte sie sich um und sah ihren Gatten neben sich liegen. Auf seiner Stirn wuchsen zwei Hörner. Sie schrie immer weiter und erinnerte sich dann an nichts mehr, bis Joseph sie wachrüttelte. Da hatte er aber keine Hörner auf der Stirn, und auch die Bettdecke war nicht verbrannt.

Diese Träume plagten sie immer, wenn sie ihren Mann durch irgendeine Dummheit verärgert hatte. Ihre Tante erkannte, daß Elizabeth sich vor Joseph fürchtete, obwohl sie ihn verteidigte. Sie flehte die Tante an, für sie zu beten, Gott zu bitten, sie von den gräßlichen Träumen zu befreien, die ihr das Leben zur Qual machten. Plötzlich fiel ein Teller, der auf dem Tisch gestanden hatte, mit lautem Klirren zu Boden. Elizabeth sprang auf und schrie: »Er kommt, Er ist böse, weil ich dir von meinen Traumen erzählt habe! Er ist böse.«

Aber als die beiden Frauen zum Fenster liefen, war niemand zu sehen, und auch kein Boot zeigte sich in der Nähe der Insel »Vielleicht ist er noch nicht da«, sagte Elizabeth. »Er läßt viele Dinge hinunterfallen. Aber der Teller streifte mich nicht, als er fiel. Das hätte er getan, wenn Joseph böse wäre.«

Bevor ihre Tante fragen konnte, was Elizabeth damit meine, sagte diese: »Geh jetzt, denn wenn er dich hier vorfindet, fragt er, worüber wir gesprochen haben, und er will nicht, daß ich über diese Dinge rede.«

»Mußt du ihm denn sagen, worüber wir geredet haben?«

»Wenn er mich ansieht, gehorcht mir meine Zunge nicht mehr. Sie verrät ihm alle meine Gedanken.«

Auf dem Weg zum Strand schien sie ihre Sorgen vergessen zu haben. Sie plauderte und lachte wieder wie in ihren Mädchentagen. Als ihre Tante sie wegen des Tellers fragte, blickte sie sie erstaunt an. »Oh, ich bin in letzter Zeit so ungeschickt. Ich lasse vieles fallen. Erst letzte Woche verbrannte ich mich mit einer kochenden Suppe. Sie hatte Joseph nicht geschmeckt. Dabei habe ich den Teller kaum berührt, als er auch schon zu Boden fiel.«

»Den Teller heute hast du überhaupt nicht berührt, Elizabeth. Du warst mindestens drei Schritte von ihm entfernt«, wandte ihre Tante ein.

»Wirklich?« fragte Elizabeth überrascht. »Joseph sagt, es sei auf meine Krankheit zurückzuführen, daß ich soviel fallen lasse.«

»Hast du den Vorfall mit dem Teller etwa schon vergessen?« »Ja. Ich vergesse so vieles.« Elizabeths Tante berichtete später so oft von diesem Gespräch, daß es der Nachwelt im vollen Wortlaut überliefert werden konnte. Am Tag danach verschlimmerte sich Elizabeths Krankheit, sie legte sich zu Bett und sah in dem Jahr, das sie noch lebte, keinen Menschen mehr außer ihrem Gatten. Es wurde behauptet, ein Bauernjunge habe Josephs Boot an jenem Tag auf die Insel zufahren sehen, aber er sei umgekehrt, als er das Boot von Elizabeths Tante entdeckte, und sei auf der anderen Seite der Insel gelandet, von wo er unbemerkt das Haus betreten konnte.

Seine Tochter Sarai wurde 1692 in Salem als Hexe verbrannt, zwei Jahre nach seinem Tod. Ihr Gatte, ein Salemer Kaufmann, befand sich unter den Anklägern. Viele Geschichten wurden von ihr erzählt: Angeblich hatte sie Frauen, mit denen sie gestritten hatte, verhext, und diese seien erkrankt und gestorben. Ihre Dienerinnen erzählten, sie hatte seltsame Bestien mit grünen Augen auf sie gehetzt, die sich plötzlich wieder in Luft aufgelöst hätten.

Als sie einsah, daß sie ihr Leben verwirkt hatte, gestand sie mit unheiligem Stolz alle diese Dinge ein. Sie sagte, ihr Vater habe sie diese schwarzen Künste gelehrt.

Als Gayiord Carew den Zeitungsausschnitt aus der Hand legte, war die Abenddämmerung ins Zimmer gekrochen. Seine Gedanken wanderten von dem kleinen Mädchen, das einmal im Hexenhaus so unglücklich gewesen sein mußte, zu Elizabeths Tochter, die in diesem merkwürdigen Haus jetzt genauso litt.

»Ich fürchte, ich müßte mehrere Wochen im Hexenhaus bleiben, um den Fall behandeln zu können. Ist ihre Klientin darauf vorbereitet?«

»Sicher. Ich hatte nicht erwartet, daß Sie zustimmen würden. Und schon gar nicht, nachdem Sie dieses Märchen gelesen haben.« »Es ist kein Märchen.« »Sie nehmen das ernst?« »Es scheint ein Fall von Hypnose gewesen zu sein. Joseph de Quincy hat seine Frau hypnotisiert, sicher, um an ihr Vermögen heranzukommen. Auf telepathischem Weg gab er ihr seine Befehle ein. Aber haben Sie keine Angst: An Geister glaube ich nicht. Ich werde jedenfalls mein Bestes tun, um dem Kind zu helfen.«

Der alte Mann starrte unbehaglich vor sich hin. Auch er glaubte nicht an Geister; Aber jedesmal, wenn von ihnen gesprochen wurde, stieg vor seinem inneren Auge das Bild Miß Sarais auf. Sie saß in ihrem purpurroten Kleid vor dem Feuer, an ihrer Hand glänzten Amethystringe, und sie hielt ihre dünnen, klauenartigen Hände über die Flammen. So hatte er



sie zum letzten Mal gesehen, vierzehn Tage vor ihrem Tod. Sie hatte darauf bestanden, sich zu seiner Begrüßung zu erheben, und sie hatten beide gewußt, daß sie dieses Zimmer nicht mehr lebend verlassen würde.

Mit einem krächzenden Lachen hatte sie ihn begrüßt.

»Mein ganzer Körper ist kalt, Barret -und bald werde ich noch viel kälter sein. Kein Feuer kann mich mehr wärmen. Aber bald brenne ich in einem anderen Feuer - wenn die Priester recht haben.«

Er hatte ihre Worte ignoriert. Er versuchte sie zu überreden, Elizabeth kommen zu lassen oder zumindest die junge Witwe zu benachrichtigen, daß sie im Testament ihrer Tante bedacht worden sei.

Aber Miß Sarai hatte nur gelacht. »Elizabeth soll noch eine Weile schmoren. Sie war schon immer eigensinnig. Als sie noch ein Kind war, konnte ich sie vor ihren Dummheiten bewahren. Aber jetzt muß sie sich selbst helfen. Ich will sie nicht an meinem Totenbett sehen und um Verzeihung winseln hören.«

»Warum haben Sie ihr dann vergeben?«

»Ich habe ihr nicht vergeben. Aber sie ist eine Quincy, und eine Quincy gehört ins Hexenhaus. Sie rannte davon, und jetzt wird sie zurückkommen müssen. Und Sie können ihr sagen, Barret, ich werde auf sie warten. Auf sie und ihre Tochter.«

Gayiord Carew trat an das offene Fenster, als der Anwalt gegangen war, und starrte in den dunkelblauen Himmel. Was würde ihn im Hexenhaus erwarten? Er war überzeugt, daß es ein böses Haus war.

Von seiner Wohnung aus führte er mehrere Telefongespräche. Unter anderem rief er einen Schriftsteller an, der einen von Miß Sarais Erben kannte: Quincy Lee.

»Ein seltsamer Bursche, dieser Lee«, berichtete der Autor. »Sieht aus wie ein Tartar. Als er vor zwei Jahren aus Paris heimkam, brachte er eine russische Frau mit. Sie soll die Tochter eines Jüngers von Rasputin sein. Und er gestand, er habe sie nur geheiratet, weil sie ein gutes Objekt für seine hypnotischen Experimente sei. Meiner Ansicht nach ein dekadenter, durch und durch verkommener Kerl.«



Harpersville war eine verschlafene Kleinstadt, über der das Hexenhaus wie ein Wächter auftrug.

Gayiord Carew war schon zwei Tage vor seiner festgesetzten Ankunft von New York aufgebrochen. Er wollte das Hexenhaus überraschen. Es sollte ihn nicht mit der ordentlichen, künstlichen Fassade begrüßen, die Häuser stets zeigen, wenn Gäste erwartet werden.

Er nahm sich ein Zimmer in einem Gasthaus, von dessen Fenster aus er die Insel beobachten konnte. Die Kusine der Wirtin, Aiva Harris, war mit seiner Mutter zur Schule gegangen.

Schatten alter Freundschaften - Menschen, die an kleinen, ruhigen Orten leben, haben meist viel Platz für Erinnerungen.

»Miß Sarai mochte keine Touristen, und sie beherrschte die Stadt vierzig Jahre lang. Sie wollte nicht, daß Fremde in unseren alten Gassen herumlaufen, die alten Häuschen bewundern und ausrufen: >Wie reizend! < Harpersville war ihre Stadt, und vor ihr die Stadt ihres Vaters, und sie wollte nicht, daß ein Museum daraus wird.«

»Wie hat sie denn ihren Willen so einfach durchsetzen können?« fragte Carew interessiert.

Die Wirtin überlegte und runzelte dann die Stirn. »Sie sagte, sie würde die Fabrik schließen, wenn der Ort ein Feriencenter wird. Und die Fabrik ist die wichtigste Erwerbsquelle von Harpersville. Wenn

sie all ihr Geld aus der Fabrik gezogen hätte, wäre auch die Bank zusammengebrochen. Außerdem fraßen ihr alle im Bürgermeisteramt aus der Hand.« »Aber sie kann doch den Stadtbewohnern nicht verboten haben, Zimmer an Fremde zu vermieten.« »Ein paar taten es. Zum Beispiel die Parkers. Es ging ihnen ziemlich schlecht danach, und sie verloren ihr Haus. Ich weiß nicht, wie das alles passieren konnte - aber es ist passiert. Danach hörte das Gerede über Feriengäste auf. Und es ist und bleibt eine Tatsache: Die Leute, die sich gegen die Quincys wenden, werden vom Pech verfolgt. Auch der arme Junge, der mit Miß Sarais Nichte fortlief.«

»Kannten Sie Hugh Stone? Ich habe von der Affäre gehört.« »Und ob ich ihn kannte! Er wohnte zwei Jahre bei mir - ein liebenswürdiger, stets gutgelaunter Junge. Groß und blond, mit blauen Augen und unschuldig wie ein kleines Kind. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß er einmal so enden würde. Sie wohnen jetzt in seinem Zimmer, Doktor, in dem großen unter der Dachrinne. Er sollte bei seinem Onkel in die Bank eintreten. Aber dann rannte er mit Elizabeth Quincy davon, und Miß Sarai sagte seinem Onkel, sie würde ihr Geld aus der Bank ziehen, wenn er jemals seinen Neffen bei sich arbeiten ließe.«

»Ich nehme an, sie haben sich sehr geliebt«, sagte Carew nachdenklich.

»Sehr geliebt?« Die Stimme der Wirtin war sehr leise geworden. »Er hat sie bestimmt geliebt - aber sie ... Sie war so sonderbar, wie alle Quincys.« Ihr Mann blickte sie warnend an. »Das hättest du nicht sagen dürfen, Alvy. Sie liebte den Jungen sehr. Warum hätte sie sonst mit ihm fortlaufen sollen?«

»Mag sein, John Harns«, sagte sie scharf. Carew spürte, wie unbehaglich der Frau bei den Gedanken an die Quincys war. Ein altes Mißtrauen gegen die Familie war tief in den Bewohnern der Stadt verwurzelt. »Ich weiß nicht, was im Kopf einer Quincy vorgeht. Ich habe es nie herausfinden können. Aber du weißt selbst, wie merkwürdig sie sich benommen hat, als wir sie nachts hier im Haus mit Hugh überraschten - gar nicht wie ein verliebtes Mädchen. Mehr wie ein zu Tode erschrockener Mensch. Und noch etwas verstehe ich nicht: Er hat ihr nie den Hof gemacht, sie nie besucht. Sie können vor jener Nacht nicht mehr als zwei- oder dreimal beisammen gewesen sein. Und doch liebte er sie. Als ob sie ihn verhext hätte. Die ganze Angelegenheit war jedenfalls mehr als seltsam.« »Scheint so«, murmelte Carew. »Es war an einem Augustabend, und es war sehr heiß. Ich wollte mich ein paar Minuten hinlegen, bevor ich das Geschirr spülte, und muß eingeschlafen sein. Ein Schrei weckte mich. Ich ging zur Treppe - es war schon dunkel, und ich konnte nicht viel sehen. Aber die Spuren sah ich - schmutzige Spuren, die von der Haustür kamen und sich oben auf der finsternen Treppe verloren. Ich hatte ein komisches Gefühl im Magen, als ich hinaufging.«

Hugh stand im Treppenhaus, und Elizabeth klammerte sich an ihn. Ihr Haar und ihre Kleider waren naß, und ihre Augen waren dunkel vor Angst. Immer wieder flüsterte sie: »Ich gehe mit dir, wohin du willst, Hugh, wenn du mich nur von hier fortbringst - so weit, daß niemand mich finden kann.«

Er startete sie verwirrt an, aber er ließ sie nicht los. Als sie mich entdeckte, klammerte sie sich noch fester an ihn.

»Was ist passiert?« fragte ich. »Sie sind ja pitschnaß!«

Sie antwortete nicht. Sie preßte sich nur an Hugh und flehte: »Bring mich fort, Hugh, bring mich fort!«

Wir brachten sie dann nach unten und gaben ihr Wein zu trinken. Und da kamst du herein, John. Sie erzählte, sie sei naß, weil sie vom Boot zur Küste gewatet sei. Sie wußte nicht, wie man ein Boot an Land bringt, denn Miß Sarai ließ sie nie ein Boot benutzen. Sie muß ziemlich verzweifelt gewesen sein.

Ich versuchte die beiden zurückzuhalten und schlug vor, sie sollten sich alles noch einmal überlegen. Ich wußte, daß ihr Plan riskant war. Miß Sarai konnte sie verderben. Aber Hugh ließ sich nicht umstimmen. Jedesmal, wenn ich davon anfang, schrie Elizabeth hysterisch dazwischen: »Nein, Hugh, jetzt! Morgen ist es zu spät!«

Und als sie dann sah, daß sie ihn endlich völlig in der Gewalt hatte, beruhigte sie sich und war wieder ganz die kühle Dame. Sie erzählte mir, daß Hugh und sie ihren Schritt schon lange geplant hätten. Aber ich sah an seinem Gesicht, daß er heute zum erstenmal davon gehört hatte.

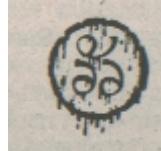
Er holte ein Auto aus der Garage seines Onkels, und die beiden fuhren davon. Als sie am nächsten Nachmittag zurückkamen, waren sie verheiratet. Vorher war Miß Sarai bereits bei der Bank gewesen. Den beiden blieb nichts anderes übrig, als in die große Stadt zu ziehen. Das hatte Elizabeth ohnehin gewollt. Hugh sandte uns ein paar Postkarten und einen Brief, als das Baby zur Welt kam. Er schien glücklich zu sein.«

Schweigen trat ein, das Gayiord Carew nach einiger Zeit unterbrach.

»Wegen des Babys bin ich hier. Ich soll die Kleine im Hexenhaus behandeln. Sie leidet an irgendwelchen nervösen Störungen. Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihren Bericht.«

Später stieg Carew die Treppe hoch, über die Elizabeth in jener Nacht zu Hugh geflohen war. Er konnte sie beinahe neben sich hören, die kleinen eiligen Füße.

Der Regen plätscherte in der Dachrinne. Die Insel hütete ihr Geheimnis, unsichtbar im schwarzen Nebel.



Am nächsten Nachmittag hörte es auf zu regnen. Zwar hingen noch immer dunkle, schwere Wolken am Himmel, aber es fiel kein Tropfen mehr.

Carew wanderte in der Abenddämmerung durch die Straßen. Er unterhielt sich im Hafen mit den Fischern, sprach mit Lebensmittelhändlern und mit dem Apotheker. Er sammelte Eindrücke, die er später verarbeiten wollte.

Er spürte das Mißtrauen, die Angst der Leute, wenn das Gespräch auf die Quincys kam, hörte von Mr. Quincy, der unnachgiebig hart sein sollte, von Mr. Joseph, der wie eine sanfte schwarze Katze wirkte.

Gegen Abend mietete Carew ein Boot und holte sein Gepäck aus dem Haus der Harris. Seinen Wagen ließ er in der Garage stehen. Das Boot mußte die Insel umrunden. Das Hexenhaus stand an der Ostküste und blickte auf das offene Meer hinaus, auf die endlosen grauen Wellen des Atlantik.

Irgendwo hinter der Wolkendecke ging die Sonne unter. Ein dumpfer roter Schein glühte über dem Meer. Davor hob sich die schwarze Silhouette des Hexenhauses ab. Rot und unheilvoll schimmerten die Fensterscheiben, wie die Flammen der Hölle.

Ein Diener führte Gayiord Carew in das Haus - in einen langen niedrigen Raum, in dem ein Kaminfeuer züngelte. Eine blonde Frau in einem roten Kleid begrüßte ihn erfreut.

»Dr. Carew? Wir haben Sie erst morgen erwartet. Aber Elizabeth wird froh sein, daß Sie schon heute gekommen sind. Ich bin Mrs. Quincy Lee.«

Er hatte es gewußt. Auch ohne ihren Akzent wußte er sofort Bescheid. Die geweiteten Pupillen in den hellen Augen, die biegsamen Finger, die sich um seine Hand schlossen, identifizierten die Frau, deren Mutter zu Rasputins willenslosen Opfern gehört hatte. Die Frau, die Quincy Lee geheiratet hatte, um mit ihr hypnotische Experimente durchzuführen. Ein Hauch von Schwäche strömte von ihr auf Dr. Carew über.

Eine Psychopatin, dachte er und sagte laut: »Würden Sie Ihrer Kusine bitte sagen, daß ich hier bin?«

»Ich habe schon nach ihr geschickt.« Er wußte, daß sie log.

Mit leichtem Schulterzucken fuhr sie fort: »Es wird eine Weile dauern. Das Kind braucht ständige Aufsicht. Wollen Sie Tee oder einen Whisky mit Soda? Auf dem Meer war es heute sicher sehr kalt.«

»Ja, bitte. Ich hätte gern einen Tee, wenn es nicht zuviel Umstände macht.«

»Keineswegs. Ich trinke auch immer Tee zu dieser Stunde. Ich bereite ihn selbst. Ich bin Russin, und die Dienerschaft kann keinen Tee machen, der mir schmeckt. Sie haben zweifellos einen empfindlichen Gaumen, Dr. Carew, da sie schon in so vielen Ländern gelebt haben.«

»Sie kennen meine Lebensgeschichte?« »Ja. Mein Mann und sein Bruder haben über Sie Nachforschungen anstellen lassen. Sie wollten natürlich wissen, wer ins Haus kommt. Elizabeth selbst ist ein wenig aus dem Gleichgewicht geraten. Das werden Sie bald feststellen. Diese neue Sorge, so bald nach dem Tod ihres Gatten, war zuviel für sie. Ich beneide Sie nicht um Ihre Aufgabe, diese Patientin zu kurieren, Dr. Carew. Nicht, daß das nicht einfach wäre - mit einer Tracht Prügel. Aber das will Elizabeth nicht. Sie glaubt eher an die verrücktesten Dinge, als daß ihr Kind lügen könnte. Wenn Betty-Ann eine Vase zerbricht und behauptet, sie hätte es nicht getan, ist es ein Poltergeist gewesen. Wenn sie ein Porträt mit dem Messer zerschneidet, weil sie sich davor fürchtet, ist das auch nicht ihre Schuld. Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber ich möchte Sie warnen.«

Dr. Carew, der schon viele neurotische Frauen behandelt hatte, wußte sofort, daß sie auf ihre Rolle sorgfältig vorbereitet worden war. Man hatte befürchtet, daß seine Ritterlichkeit ihn bewegen würde, sich auf Elizabeths Seite zu stellen. Und deshalb hatten sie eine andere Frau ins Feld geschickt, damit sie ihn sofort auf ihre Seite zog. Warum? Weil Elizabeth Stone automatisch nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Cousins enterben würde, wenn sie aus Verzweiflung das Hexenhaus verließ?

Nachdenklich sagte er: »Man gab mir zu verstehen, daß es sich hier um einen Fall von hysterischer Manie handle -eine Art Furchtkomplex. Ist dieses Porträt der Grund für die Angst?«

»Das Porträt ist gewiß häßlich - das muß auch ich zugeben, ohne respektlos zu sein. Aber es ist nicht so schrecklich, daß ein neunjähriges Mädchen davor solche Angst haben müßte. Es handelt sich um das Porträt von Miß Sarai Quincy. Betty-Ann konnte es auf Anhieb nicht ausstehen. Aus Fairneß meinem Gatten gegenüber mußte ich Ihnen sagen, daß Betty-Ann das Bild zerschnitten hat. Elizabeth wird Ihnen eine andere Version erzählen.«

Sie machte eine Pause, dann fuhr sie fort:

»Quincy, mein Mann, ging eines Morgens durch die Halle, als er im Salon etwas fallen hörte. Das Mädchen ist von Natur aus ziemlich ungeschickt - sie zerbricht nicht alles absichtlich, denn an jenem Morgen wollte sie bestimmt nicht, daß man sie erwischte. Als Quincy den Salon betrat, stand ein Sessel vor dem Kamin, und Betty-Ann stand auf dem Kaminsims. Sie hatte eine der Vasen vom Sims heruntergeworfen und zerschnitt das Bild, das über dem Kamin hing, mit einem Messer. Das Porträt ist in Tante Sarais Testament ausdrücklich erwähnt, und Quincy war sehr erschrocken. Er wollte sie von dem Bild wegziehen, aber sie klammerte sich am Rahmen fest, und schließlich fiel es auf beide herab. Betty-Ann war nicht verletzt, aber sie brüllte wie am Spieß, als Elizabeth, Joseph und ich in den Salon eilten. Quincy riß ihr das Messer aus der Hand, und Elizabeth dachte, er wollte ihr etwas antun. Wenn es um ihr Kind geht, ist Elizabeth wie eine Tigerin. Jedenfalls schlug sie ihm ins Gesicht. Ohne Joseph wäre es uns nicht gelungen, sie zu beruhigen.«

»Keine sehr angenehme Situation«, sagte Carew.

»Allerdings nicht. Seit damals halten wir den Salon immer versperrt, außer wenn wir ihn benutzen ...Oh, da kommt Quincy.«

Sie sprang auf, und auch Carew erhob sich und setzte seine Teetasse ab. Zwei Männer traten durch die Tür am anderen Ende des Raumes. Sie waren dunkelhaarig und hochgewachsen, ihre Gesichtszüge waren unregelmäßig und hart. Der Mann links hatte leicht geschlitzte Augen. Die blonde Frau ging auf ihn zu.

»Dr. Carew, darf ich vorstellen: Mein Gatte, Mr. Quincy Lee, und mein Schwager, Mr. Joseph Quincy. Er nahm den alten Familiennamen wieder an. Dr. Carew kam früher, als wir erwartet haben.«

»Es freut mich, Sie kennenzulernen.« Quincy Lee reichte ihm die Hand. »Meine Kusine wird sich noch mehr freuen. Die letzte Gouvernante ist heute morgen voller Verzweiflung abgereist. Sie müßten ein Zauberer sein, wie der Mann, der dieses Haus erbaut hat, um uns helfen zu können.«

»Vielleicht bin ich ein Zauberer«, erwiderte Carew lächelnd und sah, wie es in den Augen des anderen sekundenlang feindselig aufblitzte, und noch etwas lag in den Augen: Eifersucht und eine dunkle, unersättliche Neugier.

Er wandte sich ab und sah, daß auch der andere Mann dieses Aufblitzen bemerkt hatte, denn ein amüsiertes Zug lag auf seinem Gesicht. Als die beiden Männer gemeinsam das Zimmer betraten, war Carew sofort ihre völlige Verschiedenartigkeit aufgefallen. Joseph beobachtete seinen Bruder und seine Schwägerin mit dem gleichen Amusement, mit dem er zwei Kinder beobachtet hätte, die einen Streich aushecken.

Aber sonst las Carew nichts in diesem Gesicht, wenn auch hinter Josephs Stirn jene lebhaftes Phantasie wohnen mußte, die ihn im Alter von fünfzehn Jahren bewogen hatte, die Geschichte des Erbauers des Hexenhauses niederzuschreiben.

»Dr. Carew hat zweifellos eine große Erfahrung«, sagte er leichthin. »Aber so etwas wie das Hexenhaus hat er bestimmt noch nicht erlebt. Du und Zoia, ihr seid beide nicht fair zu Betty-Ann Quincy. Es hat genug Poltergeister gegeben, als wir hier aufwuchsen. Dinge zerbrachen oder verschwanden, die wir gar nicht berührt hatten.«

»Dann teilen Sie also nicht die Überzeugung Ihrer Schwägerin, daß das Kind unaufrichtig ist?« fragte Carew interessiert.

Joseph Quincy zuckte mit den Schultern. Das Lächeln auf seinem schmalen, attraktiven Gesicht war sarkastisch.

»Ich weiß nicht, was Sie unter aufrichtig verstehen. Sie ist ein Kind des Hexenhauses - in den Augen anderer Leute also verrückt und schlecht. In unseren Adern fließt seltsames Blut. Wir können nichts dagegen tun. Sogar Ärzte erkennen die Möglichkeit einer gespaltenen Persönlichkeit an: Ein gutes Kind im konventionellen Sinn mag hier so schockiert über die Kräfte sein, die die altertümliche Umgebung in seinem Blut weckt, daß seine Persönlichkeit eine Wandlung erfährt, quasi zum Selbstschutz. Und was die merkwürdigen Dinge betrifft, die sie sieht - wer weiß?«

»Wollen Sie damit andeuten, daß das Kind Halluzinationen erfindet, um seine Furcht zu bemänteln?«

»Das gehört zu Josephs Erklärungen. Ich fürchte, ich kann Ihnen nichts ähnlich Logisches bieten.«

Die kühle, weiche Stimme erklang völlig unerwartet. Carew sah, wie Zoia zusammenzuckte. Als ihr Gatte ihr einen raschen Blick zuwarf, erleichte sie. Offensichtlich fürchtete Quincy Lee, daß sein Werkzeug ungeschickt oder überenthusiastisch reagierte. Aber war Zoia überhaupt ein Werkzeug? Carew sah auf einen Blick, daß zwischen den beiden Frauen von Anfang an Feindschaft bestanden haben mußte, auch ohne Quincy Lees Einfluß. Sie waren dafür geschaffen, sich zu hassen.

Elizabeth Quincy stand hoch aufgerichtet in der Tür und trug einen Hauch von Frühling, etwas Frisches und Sauberes in diesem vom Bösen so infiltrierten Raum.

»Es tut mir leid, daß ich Sie nicht empfangen konnte, Dr. Carew, und ich freue mich, daß Zoia Ihnen eine Erfrischung angeboten hat.« Sie kam auf ihn zu und reichte ihm ihre schmale Hand. Einen Augenblick lang schien es, als führte die Berührung sie auf seltsame Art zusammen, als würde sie von den anderen getrennt.

Quincy fühlte das. Abrupt sagte er: »Wir gehen jetzt besser. Elizabeth wird mit dem Doktor einiges zu besprechen haben.«

»Ich will euch nicht vertreiben«, sagte Elizabeth lächelnd. »Aber in meinem Wohnzimmer können wir nicht sprechen, Betty-Ann würde uns hören. Wenn du mir den Schlüssel zum Salon gibst, Zoia, können wir uns dorthin zurückziehen.«

Der Salon war groß und voll dunkler Schatten. Carew stand wartend vor dem Kamin, während ein Diener ein Feuer entfachte. Elizabeth saß in einem alten Schaukelstuhl und blickte lächelnd zu ihm auf, als der Mann gegangen war.

»Nun, haben Sie sich schon eine Meinung gebildet, Dr. Carew? Wenn ja, können Sie ganz offen sprechen.«

»Daß Ihre übertriebene Mutterliebe Sie aus dem Gleichgewicht gebracht hat?« Er lächelte ausdruckslos. »Diese Meinung sollte ich mir wohl bilden. Ein Richter würde sie vielleicht für richtig halten und Sie für unzurechnungsfähig erklären, falls Sie plötzlich das Haus verlassen sollten.«

»Ich weiß. Aber ich glaube nicht, daß ich mich wie eine Verrückte benehme. Der Arzt von Harpersville würde sofort behaupten, ich hätte den Verstand verloren, und ich käme hinter Schloß und Riegel. Doch dazu wird es nicht kommen.«

Carew betrachtete sie. Elizabeth Quincy war noch unter dreißig, und ihr mädchenhafter Reiz verbarg einen eisenharten Willen. Was mochte ihren Stolz gebrochen haben, als sie in jener Nacht über das Meer geflohen war, vor mehr als zehn Jahren?

»Nein, dazu wird es wohl nicht kommen«, stimmte er lächelnd zu. »Mr. Lee verfügt sicher nicht über die hypnotischen Kräfte, die ihm einige Leute zuschreiben. Sie sehen, ich habe schon Nachforschungen angestellt. Die Theorien ihres Cousins Joseph finde ich viel interessanter. Ein normales Kind würde einem Hypnotiseur wohl kaum längere Zeit auf den Leim gehen.« Sie begegnete offen seinem Blick. »Ich weiß, Joseph hat mehr zu bieten als ich - eine vernünftige Theorie. Sicher, seine Behauptung, ihre Persönlichkeit sei gespalten, mag begründet sein. Aber weder in ihrem Bewußtsein noch in ihrem Unterbewußtsein könnte eine Regung aufkommen, ihre Lieblingstiere zu töten. Und das hat sie getan. Das wichtigste Moment, von Anfang an, war ihre Angst.«

»Hat sie sich vor irgend etwas ganz Bestimmtem gefürchtet?«

»Ja, da war etwas. Und es ist noch immer vorhanden. ...« Sie preßte die Lippen zusammen. Ihr Blick wanderte zu den Schatten hinter ihm. Eine Lampe brannte auf dem Tisch, und ihr warmer Schimmer verlieh ihr eine nicht ganz ungefährliche Schönheit. »Und das wäre?« fragte er sanft. »Meine Tante Sarai.« »Fangen Sie am besten einmal ganz von vorn an. Erzählen Sie mir genau, wie sich der Zustand des Kindes entwickelt hat, Schritt für Schritt.«

»Das ist ziemlich schwierig. Zunächst möchte ich etwas klarstellen. Ich glaube nicht an die Rache von Geistern. Zwar scheint es möglich, daß Tante Sarai irgend etwas zurückgelassen hat, eine Ausstrahlung ihres Hasses, ihres Willens, andere zu verletzen. Aber ich glaube nicht, daß sie selbst geblieben ist. Auf einem Tonband kann man die Stimme eines Menschen festhalten, auch für die Zeit nach seinem Tod. Vielleicht ist das Hexenhaus eine Art Tonbandgerät, das seit dreihundert Jahren die Eigenarten der Quincys aufgenommen hat. Viel Glück hat es nie gesehen, und es wird auch nie glückliche Menschen in seinen Mauern bergen. Das ist natürlich nur eine Vermutung von mir. Ich weiß nur eines sicher: daß Betty-Ann sehr leidet, und nicht durch ihre eigene Schuld. Ich fühle, daß das Haus schuld daran ist.«

»Ich hoffe, es liegt nur teilweise am Haus und teilweise bei ihr selbst. Es ist immer besser, wenn man zuerst einmal nach den näherliegenden Ursachen sucht. Und eine blühende Phantasie kann man einem Kind nicht zum Vorwurf machen. Jedenfalls ist diese Phantasie für uns verständlicher als irgendeine geheimnisvolle Macht, die von außen auf Betty-Ann einwirkt. Ich lege noch etwas Holz nach, und dann werden wir besprechen, wie wir vorgehen wollen.«

Als er sich zu dem Kamin herabbeugte, sah er, wie ihr Blick erneut zu den Schatten hinter ihm wanderte. In ihren Augen lag keine Furcht. Sie schien eher kühl und feindselig einen Gegner zu messen, der sich vor Carew im Dunkel versteckte.

Aber nun spürte er förmlich, daß noch ein Dritter im Raum war. Ein ähnliches Gefühl hatte ihn befallen, als er sich mit Zoia unterhielt - ein dunkles, körperliches Etwas, das ihm von Raum zu Raum zu folgen schien, ein Feind, mit dem auch er sich zu messen haben würde.

Er setzte sich neben Elizabeth, und sie wandte den Blick von den düsteren Schatten und sah ihn an.

»Eine der merkwürdigsten Klauseln im Testament meiner Tante war die Bestimmung, daß wir alle gemeinsam essen und danach jeden Abend mindestens eine Stunde zusammensitzen sollen, im alten Salon, wo ihr Porträt hängt, wo sie auf uns herabsehen kann, wie sie es zu Lebzeiten getan hat. Eine ziemlich sentimental klingende Klausel, die aber wohl nur dazu bestimmt ist, uns zu quälen. Wir sitzen auch nie länger als eine Stunde beisammen.« »Muß auch das Kind dabei sein?«

»Nein, nur die erwachsenen Mitglieder der Familie. Trotzdem begleitete mich Betty-Ann am ersten Abend. Ich bemerkte, daß sie ein wenig unruhig war und nervös. Sie zupfte mich am Ärmel und flüsterte mir zu, daß das Bild von Tante Sarai so seltsam aussehe. Die Augen schienen ihr zu folgen, wohin sie sich auch bewegte. Dann wurde es immer schlimmer. Sie war förmlich davon besessen. Sie behauptete fest, Tante Sarai würde sie beobachten, und konnte es nicht ertragen, vor dem Bild zu sitzen.

Ich versuchte immer wieder, ihr diese Angst zu nehmen. Ich zwang sie, sich das Bild bei Tageslicht anzusehen, zeigte ihr, daß es nur ein Stück bemalte Leinwand ist. Aber Betty-Ann behauptete, daß das Bild im Dunkeln zum Leben erwache. Jedenfalls konnte ich sie nicht mehr dazu bewegen, abends in den Salon zu kommen. Ich ließ sie abends also im Wohnzimmer allein. Wir hatten noch keine Gouvernante, aber mit ihrem Hund und ihrer Katze kam sie auch ohne die Aufsicht eines Erwachsenen gut zurecht.«

»Der Hund und die Katze? Damals lebten die Tiere also noch?«

»Ja. Wir hatten den Hund seit Betty-Anns fünftem Lebensjahr. Ich dachte, Haustiere hätten einen guten Einfluß auf die Entwicklung eines Kindes, besonders wenn es sich um ein Einzelkind handelt. Bei Betty hat es funktioniert. Wilhelm Tell - so nannte sie ihn - war ihr bester Freund. Sie liebte später auch das kleine Kätzchen sehr, aber ihre wahre Zuneigung galt immer ihrem Bernhardiner. Sie hatte ihn als Hundebaby bekommen und wie eine Mutter aufgezogen, aber er war bald viel größer und stärker als sie und wurde ihr Beschützer. Dann verlor sie ihn eines Tages. Sie fand seinen zerschmetterten Körper am Fuß einer Klippe.«

»Ich kann mir vorstellen, welch ein Schock das für sie gewesen sein muß.«

»Er muß irgendwie abgestürzt sein. Ich verstehe es nicht...« Sie brach ab und biß sich auf die Lippen. »Aber Betty-Ann war überzeugt, daß Tante Sarai schuld wäre. Sie klagte sie immer wieder an und weinte die ganze Nacht hindurch.«

»Haben Sie nicht versucht, einen anderen Hund zu bekommen?«

»Ich schlug es ihr vor. Aber da wurde sie ganz hysterisch und schrie, sie wolle keinen anderen Hund - und es sei nicht richtig, weil Tante Sarai ihn auch töten würde. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Sie erschien mir zu alt, um sie von Dienern bewachen zu lassen. Also lud ich eine ihrer Freundinnen aus Boston ein. Ich dachte, wenn sie mit einem anderen Kind spielt, vergißt sie vielleicht ihre krankhaften Phantastereien. Aber es wurde nur noch schlimmer. Das andere Kind verlor andauernd Haarbänder und Spielzeug und beschuldigte Betty-Ann, die Sachen genommen zu haben.«

»Fand man heraus, wohin die Sachen verschwunden waren?«



»Nein. Aber Betty-Ann hat sie bestimmt nicht versteckt. Sie war so besorgt, ob es ihrer Freundin hier auch gefiel. Sie wollte, daß sie möglichst lange blieb. Außerdem, so etwas ist schon früher im Hexenhaus vorgekommen. Auch Joseph, Quincy und ich vermißten ständig irgend etwas, und auch wir stritten uns oft. Dann lachte Tante Sarai und sagte, das Haus hätte die Sachen genommen.«

»Kann es nicht sein, daß irgendein Diener die Diebstähle begangen hat?« Sie zuckte mit den Schultern. »Kein Diener bleibt lange im Hexenhaus. Ich kenne sie also alle nicht sehr gut. Außerdem waren es keine Diebstähle, denn die Sachen tauchten nach einiger Zeit wieder auf. Aber lassen Sie mich weitererzählen. Am Tag, als ihre Freundin abreiste, fand Betty-Ann ihre Katze buchstäblich in Stücke gerissen. Da es keine wilden Tiere auf der Insel gibt, blieb der Vorfall immer ein Rätsel. Natürlich machte sie auch dafür wieder Tante Sarai verantwortlich. Es wurde so schlimm, daß ich im Dezember mit ihr nach Kalifornien fuhr. Dort blühte sie zuerst richtig auf.

Aber da wachte sie eines Nachts auf und schrie, daß eine Hand aus dem Dunkel gekommen sei und sie festgehalten habe. Tante Sarai sei uns gefolgt. Ich konnte sie nicht überzeugen, daß das nur ein Alptraum gewesen sei. Sie bestand darauf, ins Hexenhaus zurückzukehren. Dort würde Tante Sarai sie wenigstens nicht verfolgen. Wir verlebten drei schreckliche Tage und Nächte, sie wurde ständig von Alpträumen gepeinigt, und sie konnte vor Erschöpfung kaum mehr stehen, als wir den Zug bestiegen, der uns nach Hause brachte.« »Sie mußten also nachgeben?« »Ja. Um nur neuem Unheil in die Arme zu laufen.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich stellte eine Gouvernante ein, damit sie bei Betty-Ann blieb, wenn ich in den Salon gehen mußte. Es wurde trotzdem immer schlimmer. Spielzeug zerbrach, und wenn die beiden Schach spielten, flog das Spielbrett in die Luft und warf die Figuren zu Boden. Natürlich beschuldigte die Gouvernante Betty-Ann, sie hätte das Brett in die Luft geworfen, und Betty-Ann stritt es ab. Schließlich verließ uns die Gouvernante und sagte, man könne das Kind nicht bändigen.«

»Und hat Betty-Ann immer noch Träume?«

»So wie zuvor. Früher schlief der Hund am Fußende ihres Bettes. Und auch im Bett, wenn ich nicht aufpaßte.« Ein kleines Lächeln umspielte sekundenlang ihre Lippen. »In der dritten Nacht nach seinem Tod sprang sie aus dem Bett und schrie, sie sei aufgewacht, weil jemand im Dunkeln gestanden habe. Nur ein schwarzer Schatten, aber sie war überzeugt, es sei Tante Sarai gewesen. Seit jener Nacht schläft sie in meinem Zimmer. Sie hat immer noch Alpträume von Händen, die nach ihr greifen und sie aus dem Bett zerran wollen. Sie hat Angst, daß sie manchmal nicht rechtzeitig aufwacht und die Hände sie greifen. Deshalb kann sie natürlich nie richtig tief und fest schlafen. Was übrigens das Porträt meiner Tante betrifft - ich nehme an, meine Cousins haben Ihnen ihre Version schon erzählt?«

»Sie sagten, Betty-Ann hätte versucht, es in Stücke zu schneiden. Ich nehme an, sie wollte ihre Feindin vernichten.«

»Nicht ganz. Sie glaubte nicht, daß die Zerstörung des Bildes Tante Sarais Geist töten würde, obwohl sie niemals direkt von einem Geist sprach. Sie sagte, sie wollte Tante Sarai davon abhalten, sie zu verfolgen.«

»Es war ihr Cousin Quincy, der sie erwischt hatte?«

»Ja. Er war außer sich. Er drehte ihr das Handgelenk um, so daß sie das Messer loslassen mußte. Ihr Arm war mehrere Tage lang schwarzblau.« Sie sprach ruhig und ausdruckslos, aber er sah, wie ihre schmalen Hände sich im Schoß verkrampften. »Ich hörte sie vor Schmerzen schreien. Quincy hatte gerade das Porträt wieder auf den Kamin gestellt und wollte sich erneut auf Betty-Ann stürzen, als ich hereinkam. Sein Gesicht war eine teuflische Fratze. Ich sagte ihm, er solle Betty-Ann in Ruhe lassen, aber er tat es nicht. Er packte sie, und ich schlug nach ihm. Es war eine beschämende Szene. Wir waren alle wütend und außer uns, nur Joseph nicht. Er war es, der schließlich Quincy aus dem Salon zerrte.«

»Ist ihr Cousin Joseph stärker als Quincy?«

»Das weiß ich nicht. Vielleicht nicht physisch. Aber wenn man erregt ist und die Kontrolle über sich verloren hat, ist es fast unmöglich, Joseph nicht zu gehorchen.«

»Und das ist alles?« »Das sind Betty-Anns Taten - bis auf eines: letzte Woche zerbrach sie beim Abendessen ein Glas. Ich sah sie an und wußte, daß sie es nicht berührt hatte. Aber Zoia schrie, sie hätte es vom Tisch gestoßen. Betty sprang wütend auf und schrie, sie würde jetzt wirklich Dinge zerbrechen, wenn man sie immer beschuldigte. Sie zerrte am Tischtuch, und alle Teller flogen klirrend zu Boden. Plötzlich schien sie uns erbittert zu hassen. Ich habe so etwas nie zuvor an ihr erlebt. Als ich sie mühsam zu Bett gebracht hatte, weinte sie und sagte, sie hätte das nicht gewollt. Aber irgend etwas hätte ihr befohlen, so zu handeln. >Arme und Beine gehorchten mir nicht mehr, Mammi.< Ich weiß, das klingt verrückt. Aber ich bin überzeugt, daß sie die Wahrheit gesagt hat.«

»Davon bin ich auch überzeugt«, erwiderte Carew ruhig. »Wenn Hysterie einen solchen Grad erreicht hat, ist beinahe alles möglich. Und sie selbst ist am unglücklichsten dabei. Was mir nur nicht klar ist, das ist das auslösende Moment dieser Schwierigkeiten. Irgendwelche alten Geschichten über Ihre Tante...«

»Ich fragte sie danach. Sie behauptet, niemand habe mit ihr über Tante Sarai gesprochen. Sie wußte vorher nur, daß Tante Sarai eine unfreundliche alte Frau war, die mich aufgezogen hatte und die sehr böse auf mich war, als ich Betty-Anns Vater heiratete. Das fand sie sehr romantisch.« Sie runzelte ein wenig die Stirn und fügte hinzu: »Vielleicht zu romantisch. Vielleicht ist dies auch ein Grund, warum sie überzeugt ist, Tante Sarai sei eine böartige alte Hexe gewesen.«

»Aber als Sie ins Hexenhaus kamen, klärten Sie Betty-Ann über die näheren Umstände auf?«

»Ja. Ich sagte ihr, daß abergläubische Menschen eine Vorfahrin von uns verbrannt hätten, aber leider gab ihr Quincy Josephs Artikel.«

»Warum hängt das Porträt mit der Vorderseite zur Wand?«

»Ich habe Angst, daß Betty-Ann mir in der Nacht entwischt und durch das Fenster in den Salon klettert. Der Rahmen ist zu schwer für sie. Joseph und Quincy drehen das Bild jeden Abend um, wenn wir hier sitzen. Wenn Sie es sehen wollen...«

»Das sollte ich wohl.« »Drehen Sie es um und kommen Sie dann hierher. Aus der Entfernung wirkt das Bild am besten.«

Er versuchte die breite Leinwand nicht anzusehen, als er sie umdrehte. Im düsteren Schein der Flammen hätte er auch wenig erkennen können. Er wußte, daß hinter ihm Elizabeth zur Tür ging, um den Lichtschalter anzuknippen. Aber er hörte ihre Schritte nicht. Sie bewegte sich lautlos wie eine Katze.

Als er wieder zu seinem Platz zurückging, erstrahlte der Raum plötzlich in gleißendem Licht. Der Effekt war verwirrend, und er hatte einen Augenblick lang das Gefühl, er stünde mitten in einem wilden, weißen Feuer.

Langsam wandte er sich um und blickte zum Kamin zurück.

Auf den ersten Blick sah es so aus, als sitze eine verwelkte alte Frau in einem schwarzen Seidenkleid über dem weißen Kaminsims, verschrumpfte, klauenartige Hände im Schoß gefaltet, mit spöttisch lächelnden schwarzen Knopfaugen in einem gelben, faltigen Gesicht. Das Gemälde wirkte sehr realistisch. Die alte Frau schien ein Stück vor dem Rahmen außerhalb der Leinwand zu schweben, wie eine Gestalt aus Fleisch und Blut.

Als er näher trat, schien die alte Frau zu schwanken und in die Leinwand zurückzukehren. Der Effekt war nicht der einer gewöhnlichen Täuschung, es war eher wie der absichtliche schlaue Rückzug eines Gegners, der auf eine Gelegenheit wartet, zuzuschlagen. Ein großer Riß klaffte in der Leinwand. Betty-Anns Messer hatte das Gesicht der Dargestellten nur um wenige Zoll verfehlt.

»Ich frage mich, warum sie sich in Schwarz hat malen lassen«, sagte Elizabeth lächelnd. »Sie bevorzugte immer Purpurrot. An vielen Abenden saß sie so da wie auf dem Bild und amüsierte sich, indem sie mir schreckliche Geschichten über das Hexenhaus erzählte. Als ich noch klein war, konnte ich danach oft vor Furcht stundenlang nicht schlafen. Erst als die Jungen ins Haus kamen, wurde es besser. Joseph tröstete mich, bis meine Furcht schwand. In diesem Salon sprachen meine Tante und ich oft über die wildesten, verrücktesten Dinge.«



Vor dem Abendessen lernte Gaylord Carew seine Patientin kennen, ein schlankes, hübsches Kind mit den schwarzen Haaren und der weißen Haut ihrer Mutter. Ihre Augen glänzten wie persische Türkise. Es waren unglückliche, mißtrauische Augen. Sie musterten ihn mit der dumpfen Wachsamkeit eines Kindes, das schon so sehr gequält und kritisiert worden war, daß es jeden Fremden als Feind betrachtete.

Das Abendessen verlief ereignislos. Quincy und Zoia bemühten sich, möglichst heiter zu wirken. Elizabeth half ihnen weder dabei, noch hinderte sie sie daran. Joseph beobachtete die Anwesenden mit seinem hintergründigen Lächeln. Betty-Ann sprach kaum und aß ohne Appetit.

Als Quincy sie einmal gewaltsam freundlich fragte: »Nun, was machen die Schulkunden, Betty-Ann?« erwiderte sie mit merkwürdigem Blick: »Danke, alles in Ordnung, Onkel Quincy«, und richtete den Blick wieder auf den Teller.

Carew wußte, daß die Gedanken seiner Tischgenossen um ihn kreisten. Was würde er denken? Was würde er tun? Würde seine Gegenwart etwas an der jetzigen Situation ändern? Und wenn - was würde das bedeuten?

Fünf Schauspieler spielten ihre zugeteilten Rollen. Und nun tauchte plötzlich er, dem keine Rolle zugewiesen worden war, unerwartet auf ihrer Bühne auf, weil eine der Schauspielerinnen rebellisch geworden war.

Er war gewarnt und hielt sich sehr zurück, auch wenn der dabei mit oberflächlicher Leichtigkeit lachte und wanderte. Aber keiner seiner Gedanken, keines seiner Gefühle wurde für die anderen am Tisch spürbar. Um so eindringlicher waren die Eindrücke, die er selbst empfing.

Das Hexenhaus war ein altes Haus, nicht wie andere Häuser alt sind, die von dahinströmendem, sich wandelnden Lebens geprägt werden. Im Hexenhaus war Joseph de Quincy, der nun bald ein Vierteljahrtausend tot war, noch immer Herr. Er war so stark gewesen, daß keine spätere Persönlichkeit ihn vertreiben konnte.

Wahrscheinlich hatte de Quincy genau dafür das Haus gebaut und eine Familie gegründet: damit seine Gedanken weiterlebten wie in einem Tempel, der die Jahrhunderte überdauerte.

Nach dem Essen gingen die vier in den Salon. In ihren Bewegungen lag fast etwas Rituelles, als sie sich anschickten, unter den gemalten, spöttischen Augen Platz zu nehmen wie vor einem geheimnisvollen Götzenbild.

Elizabeth blieb stehen und lächelte Carew an.

»Ich sage noch nicht gute Nacht, denn wir werden uns später noch einmal sehen. Betty, Miß Turner ist heute abend nicht mehr bei dir. Dr. Carew wird bei dir bleiben, und sie kann inzwischen ihre Sachen packen.«

Betty-Ann sagte nichts, aber ihre Augen folgten der Mutter, bis sie aus ihrem Blickfeld verschwunden war. Mit einer Art neugieriger Faszination hing ihr Blick noch sekundenlang an der Salontür, bevor sie sich umwandte und lustlos sagte:

»Sicher kennen Sie den Weg zum Wohnzimmer nicht, Dr. Carew. Ich werde Sie führen.«

Leichtfüßig ging sie davon wie ein lautloser Schatten. Carew wußte, was sie fühlte: die Demütigung eines Kindes, das lange Zeit unter Erwachsenen fast als Gleichberechtigte gelebt hatte und nun wegen merkwürdiger Umstände wieder die Rolle des hilflosen Babys übernehmen mußte.

Sie mochte ihn nicht. Er war nur ein neues Instrument ihrer Qual. Betty-Ann hoffte schon lange nicht mehr auf die Hilfe der Menschen. Jetzt haßte sie alle, die sie kennenlernte, weil sie wußte, die Leute würden bald denken, daß sie, Betty-Ann, schreckliche Dinge tat und Lügengeschichten erzählte.

Man hatte an das Haus mehrere Flügel angebaut, seit Joseph de Quincy es errichtet hatte. Elizabeth Stone und ihr Kind wohnten im Ostflügel, Quincy und Zoia im Westflügel. Tante Sarais Testament hatte es untersagt, neue Möbel anzuschaffen, aber Elizabeth hatte es geschafft, ihre Räume mit einem Hauch ihrer Persönlichkeit zu beleben. Eine rosa Decke lag auf einem alten, dunklen Teakholztisch, neben dem ein moderner Teewagen mit silbernem Teeservice stand. Die Wände waren von einer freundlichen französischen Tapete geschmückt.

Carew stellte fest, daß alle zerbrechlichen Gegenstände im Wohnzimmer ziemlich hoch standen, außerhalb von Betty-Anns Reichweite. Ein Alibi, um die Existenz eines Poltergeistes zu beweisen?

Er setzte sich mit einer Zeitung vor den Kamin. Aber Betty-Ann fand keine Ruhe. Sie ging auf und ab, die Finger krampfhaft ineinander geschlungen. Dabei achtete sie darauf, nichts zu berühren. Ihre Nerven schienen zum Zerreißen angespannt, schienen die Luft mit einer so rastlosen Atmosphäre zu füllen, daß ein Mensch ohne innere Ruhe davon hätte angesteckt werden können. Aber Dr. Carew blätterte ruhig weiter in seiner Zeitung.

Hin und zurück - hin und zurück . . . Von einem Ende des Raumes zum anderen, in alle vier Ecken. Jetzt im Zickzack, dann wieder in gerader Linie, aber niemals blieb Betty-Ann länger als eine Sekunde auf einem Fleck stehen. Auch ihre Augen

waren in ständiger Bewegung, starrten angstvoll in dunkle Ecken, auf die Gardinen vor den Fenstern -und manchmal rasch wie zuckende Blitze in sein Gesicht.

Draußen hatte erneut der Nieselregen eingesetzt, trommelte wie Millionen winziger Füße auf das Dach. Aber der dunkle Feind war nicht dort draußen. Das lauernde unmenschliche Etwas war ihnen auch hierher ins Wohnzimmer gefolgt. Dr. Carew spürte es deutlich: In diesem Raum war es stärker als anderswo, sein Druck war deutlicher, seine subtile Schwärze greifbarer. Carew machte einige Übungen aus seiner langjährigen Praxis des Gehirntrainings und schaffte es, seine Gedanken freizuhalten, damit er sich ganz auf das Kind konzentrieren konnte.

Unbehaglich suchte Betty-Anns Blick die dunklen Flecken, die wie Tore zu jener schwarzen Macht zu führen schienen. Heute war eine Nacht, in der etwas geschehen mußte. Sie wußte das, weil die Dunkelheit ein ganz besonderes Gefühl ausstrahlte.

Schließlich blickte sie Carew forschend an, aber er sagte kein Wort.

Er ließ sie gewähren, während andere immer versucht hatten, sie mit irgend etwas zu beschäftigen, sie abzulenken, wenn sie nervös war. Seine so offensichtliche Weigerung, ihre Aufmerksamkeit zu erwecken, begann sie sogar zu interessieren. Das war etwas Neues. Er zeigte weder strenge Mißbilligung noch übertriebene Hilfsbereitschaft. Er war freundlich und höflich, sonst nichts. Als ob sie nicht anders wäre als andere Menschen.

Aber er wußte ja, was mit ihr los war. Er gab nur vor, es nicht zu wissen. Wartete er auf eine Gelegenheit, um über sie herzufallen?

Das war der Augenblick, auf den Carew gewartet hatte: daß sich ihr Interesse auf ihn konzentrieren würde, wenn es auch von Mißtrauen und Angst getragen war. Dies war besser für sie als das unablässige Spähen in die Dunkelheit, das Lauern auf eine Gefahr. Und es war auch von Vorteil, daß er dieses Interesse nicht erzwungen hatte.

Er blickte auf und sah sie ruhig und freundlich an. »Möchtest du irgend etwas tun, Betty-Ann?« Mißtrauisch musterte sie ihn. »Sie meinen, ob ich spielen will?« »Du kannst auch etwas anderes tun«, erwiderte er. Sie antwortete, ohne ihn anzusehen. »Es macht keinen Unterschied. Wenn es heute nicht passiert, dann eben in einer anderen Nacht.«

Sie holte ihr Schachbrett, setzte sich ihm gegenüber, legte das Brett auf die Knie und stellte die Figuren auf.

Carew merkte sofort, daß das Kind nicht schlecht spielte. Die roten und weißen Elfenbeinfiguren schienen sie zu faszinieren. Sie war geübt genug, kluge Spielzüge mit König und Dame einzuleiten. Er sah an ihrer kleinen gerunzelten Stirn, wie das Interesse am Spiel sie immer mehr gefangen nahm. Die Nervosität schwand, die kleinen Hände bewegten sich rasch und sicher, ohne die vorherige Lustlosigkeit.

Und dann hob sich plötzlich das Brett von ihren Knien, die Figuren wirbelten durcheinander, Könige und Damen, Läufer und Springer, Türme und Bauern flogen durch die Luft und landeten auf dem Teppich.

Betty-Ann stieß einen entsetzten Schrei aus, aber Carew lachte.

»Na, dann müssen wir sie wieder aufheben.«

Sie warf ihm einen verwunderten Blick zu, bückte sich und begann eifrig die Figuren einzusammeln. Sie bauten das Spiel wieder auf, so gut sie sich an den letzten Stand erinnern konnten.

Sie spielten weiter. Minutenlang geschah nichts. Dann hob sich das Brett erneut. Diesmal mußte sich Carew auf seine eigene Erinnerung verlassen. Betty-Ann stellte die Figuren wahllos irgendwohin und verwechselte sogar die Farben.

Sanft legte er seine Hand auf die ihre und sagte lächelnd: »Jetzt hast du meine Dame von meinem König geschieden und sie mit deinem König verheiratet. So darf man sich aber nicht in die Familienangelegenheiten anderer Leute einmischen.« Sie versuchte ein nervöses Lächeln. »Oh, das tut mir leid, Dr. Carew. Ich dachte wirklich, ich hätte meine Dame genommen.«

Sie spielten. Aber es fiel ihr jetzt schwer, sich auf das Spiel zu konzentrieren. Sie machte ihre Züge langsam und mühselig, und ihr Blick glitt immer wieder zu den dunklen Schatten unter dem Schachbrett. Und wieder flog das Brett in die Luft. Carew stand auf, aber Betty-Ann blieb sitzen und barg schluchzend das Gesicht in den Händen.

Auf einem Tisch stand ein silberner Krug. Carew goß etwas Wasser auf sein Taschentuch und rieb damit sanft ihr heißes, von roten Flecken übersätes Gesicht.

»Nicht weinen, Betty«, sagte er tröstend. »Wer immer dir diese üblen Streiche spielt, kann sich nur freuen, wenn er sieht, daß er dich aus der Ruhe bringt. Wenn du ihm keine Aufmerksamkeit schenkst, vergeht ihm bald der Spaß daran, dich weiter zu quälen.«

Sie blickte auf und nahm mit beiden Händen seinen Arm.

»Dann glauben Sie also nicht, daß ich es getan habe, Dr. Carew? Sie wissen, daß ich es nicht war?«

»Ich weiß doch, daß du zuerst viel zu interessiert am Spiel warst, um das Brett hochzuwerfen. Und ich kann mir auch nicht vorstellen, daß du so etwas tust, um dich zu amüsieren. Dazu hast du dich viel zu sehr aufgeregt.«

»Die anderen sagen immer, daß ich es bin. Mutter nicht - sie stellt sich nie gegen mich. Sie weiß, daß ich nicht lüge. Und es ist so schrecklich - auch, wenn man mich nicht immer beschuldigen würde. Ich habe solche Angst, daß hier irgend etwas unter dem Brett lauert, etwas, das ich nicht sehen kann.«

Er lächelte. »Du glaubst doch nicht, daß sich ein wirklich gefährlicher Geist damit abgeben wurde, ein Schachbrett in die Luft zu jagen, oder?«

Die türkisfarbenen Augen starrten in sein Gesicht.

»Nimm einmal an, wir tun so, als wäre gar nichts geschehen«, fuhr er fort. »Wir leben weiter wie bisher, regen uns gar nicht auf. Was, glaubst du, würde dann passieren?«

Ihre Augen weiteten sich. Eine Sekunde lang leuchtete Hoffnung dann, Hoffnung auf Freiheit. Aber dann kehrte die Angst vor dem Unsichtbaren zurück. »Aber ich fürchte mich trotzdem.« »Ich weiß, du kannst dich nicht dagegen wehren, Betty-Ann. Aber du kannst so tun, als würdest du dich nicht fürchten. Es ist keine Schande, Angst zu haben, aber du könntest versuchen, deine Angst nicht zu zeigen. Wir werden uns wegen dieser seltsamen Vorfälle keine Sorgen mehr machen, wir schenken ihnen gar keine Aufmerksamkeit mehr. Wenn wir zulassen, daß diese unsichtbaren Mächte uns Angst einjagen, dann ermutigen wir sie nur zu weiteren Streichen. In Zukunft lachen wir einfach darüber und betrachten alles als Scherz.«

Sie starrte ihn an, und langsam begann etwas von seiner Ruhe auf sie überzuströmen. Es tat ihr gut, daß jemand glaubte, alles, was ihr so groß und schrecklich erschienen war, sei in Wirklichkeit klein und nichtig. »Sollen wir weiterspielen?« fragte sie. »Nein, ich glaube, du bist heute abend zu müde dazu. Morgen, wenn du ausgeruht bist.« Dr. Carew wollte seinen



Sieg nicht gefährden. Geduld gehörte zu seinen besten Eigenschaften. Man mußte die Saat, die man gepflanzt hatte, erst aufgehen lassen.

Ihr plötzlicher Aufschrei sagte ihm, daß sie nicht mehr allem waren. Ihr Blick hing am Fenster.

Ein großer Hase - so schwarz, daß sein Körper nur in Umrissen zu sehen war, schwärzer, dunkler noch als die Nacht. Gelbgrüne Augen starteten sie an. Einen Augenblick lang richteten sie sich auf Carew, böse blinzeln, und er wußte, daß in ihnen etwas Böses lag, etwas durch und durch Böses, ein intelligentes Bewußtsein. Das war kein verschwommenes Bild mehr, das die erhitzte Phantasie eines Kindes durchzuckte.

Als Carew das Fenster erreichte, war nichts mehr von dem unheimlichen Tier zu sehen. Das hatte er vorausgeahnt. Die Gestalt war nicht real gewesen, obwohl sie ein Bewußtsein geprägt hatte, das viel lebendiger war, als es das Bewußtsein eines normalen Tieres jemals sein konnte.

Betty-Ann lief zu ihm, umklammerte seinen Arm und starrte erregt zu ihm auf.

»Sie haben es gesehen, Dr Carew? Sie wissen, daß da etwas war?«

»Ich habe einen Hasen gesehen«, sagte er ruhig. »Und ich bin sicher, er wollte nicht gesehen werden. « Das glaubte er wirklich, wenn er auch nicht wußte, warum. Er lachte leise. »Ich fürchte, es war kein sehr tapferes Tier, Betty-Ann. Es rannte davon, als ich zum Fenster ging. «

»Es will nicht berührt werden. Mein Hund hat es einmal berührt. « Ihre Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken. »In der Woche, bevor er starb. Wir spielten draußen, es war schon fast dunkel, und plötzlich knurrte Wilhelm Tell. Ich blickte mich um, und da war der Hase. Er saß hinter einem Busch und beobachtete uns - er war so groß und schwarz und seltsam. Aber er verschwand sofort, und ich dachte, Wilhelm Tell hatte ihn erschreckt. Dann spielte ich weiter und vergaß den Hasen. Nach einer Weile wurde es immer dunkler, und es war nicht mehr schön draußen. Wir gingen ins Haus. Und da sah ich den Hasen wieder. Er hockte weiter unten am Weg und beobachtete uns. Ich hatte so ein komisches Gefühl. Wilhelm Tell wurde plötzlich ganz wild. Er knurrte, stürzte sich auf den Hasen und erwischte ihn an der Schulter, bevor er entkommen konnte. «

»War das das einzige Mal, daß du den Hasen bisher gesehen hast?«

»Es war das einzige Mal, daß ich ihn mit den Augen sah. Aber in meinem Kopf sah ich ihn öfter. Er hing wie ein Bild an der Wand, von schwarzen Katzen umgeben. Aber jetzt denken Sie sicher, ich erzähle verrückte Geschichten. «

Sie unterbrach sich. Ihre heißen kleinen Hände umklammerten seinen Arm noch fester.

»Onkel Quincy, Tante Zoia und vielleicht auch Onkel Joseph meinen, ich hätte Wilhelm Tell getötet, ich hatte ihn von den Klippen hinabgestoßen. Aber ich habe ihn doch so geliebt. «

Ihre Schultern zuckten krampfhaft, als sie wieder zu schluchzen begann. Er legte einen Arm um sie.

»Das ist so dumm, daß wir uns gar keine Gedanken darüber zu machen brauchen, Betty-Ann. Sehen die schwarzen Katzen ähnlich aus wie der Hase?«

»Nein, sie sind kleiner. Sie wollen nur, daß ich mit ihnen spiele, daß ich mit ihnen an einen Ort hinter dem Mond fliege. Dort liegt ein Garten, ein silber-goldener Garten, wo die Katzen und Hasen herumspringen und um eine Gestalt herumtanzen, die in der Mitte des Gartens sitzt. Eine schwarze Figur mit Kapuze. Ihr Gesicht ist so schrecklich, daß sie es immer verhüllt. «

»Hast du das alles auf dem Bild gesehen?«

»Ich weiß nicht.« Sie zögerte. »Ich glaube, teilweise war es auch ein Traum. Danach glaubte ich immer wieder, sie seien vor dem Fenster, der schwarze Hase und die Katzen. Aber sie kommen nicht oft.«

Sie schmiegte sich an ihn, und ihre blauen Augen waren ernst und fragend.

»Ich glaube nicht, daß der Hase ein echtes Tier ist«, sagte sie »Er ist Tante Sarais Hase, er kommt vielleicht aus der Hölle. Deshalb fürchten sich die Leute auch so vor den schwarzen Katzen der Hexen, nicht wahr? Weil sie glauben, es sind keine Erdenkatzen, sondern Katzen des Teufels. Mutter sagt, es gibt keine Hölle und keine Hexen. Aber Tante Sarai war eine Hexe. Deshalb kann sie zurückkommen Ich glaube, das Haus ist ganz wütend, weil Mutter keine Hexe ist. Deshalb will es jetzt mich haben. «

»Das sind alles nur Träume, Betty. Es gibt keine Hölle, und es gibt auch keinen Garten auf der anderen Seite des Mondes. Der Mond ist eine tote Welt, voller vulkanischer Krater, ohne Luft zum Atmen. Ein Hase hat dich erschreckt, und du warst nervös und hattest Alptraume - Bilder, die dir deine Angst vorgaukelte. Jeder Traum ist ein Film, den wir im Schlaf erzeugen. Unser Gehirn hat die Fähigkeit dazu. Wir kennen zwar unseren Körper ganz genau, aber über unser Gehirn wissen wir noch wenig. Wir wissen nicht, wie Traume entstehen. «

Fasziniert hörte sie ihm zu, mit großen Augen.

»Und wenn wir wußten, wie das Gehirn Träume macht - konnten wir uns dann selbst Filme machen - von Gärten und anderen schonen Dingen?«

»Vielleicht«, sagte er lächelnd. »Aber ich fürchte, das ist so bald nicht möglich. In der Zwischenzeit dürfen wir diese Dinge, die uns das Unterbewußtsein zeigt, nicht zu ernst nehmen. «

Aber ihre Gedanken waren bereits zu den düsteren Vorstellungen zurückgekehrt, aus denen er sie nur für kurze Zeit hatte reißen können.

»Aber warum kam der Hase heute wieder? Was will er?«



Carew zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Was immer er wollte, er rannte jedenfalls wieder davon. Hasen mögen es nicht, wenn ihnen die Menschen zu nahe kommen.«



Am nächsten Morgen war der Himmel klar und die dumpfgraue Oberfläche des Meeres funkelte hie und da mit winzigen Lichtflecken, die nicht in seine Tiefe dringen konnten.

Carew verbrachte die meiste Zeit mit Elizabeth und seiner Patientin im Freien. Betty-Ann liebte die Sonne und rannte fröhlich herum. Eifrig zeigte sie Carew ihre Lieblingsplätze auf der Insel. Zu Mittag wollte sie nicht ins Haus zurück und bat Elizabeth, sie solle doch ein Picknick am Strand veranstalten. Aber ihre Mutter schüttelte den Kopf. »Dazu ist es zu kalt, Betty.« Widerstrebend, aber ohne heftige Proteste gab das Kind nach.

Sie aßen im Ostflügel. Das Frühstück und die Mittagsmahlzeit nahmen Elizabeth, Quincy und Joseph getrennt ein, nur zum Abendessen kamen sie zusammen. Bei Tisch plauderte Betty-Ann fröhlich und ungezwungen.

Aber als der Nachmittag verstrich, verschlechterte sich ihre Laune zusehends. Sie begann sich nervös umzusehen, starrte in die Schatten der Busche, die immer länger wurden.

»Warum dehnen sich die Schatten so? Ich wollte, sie täten das nicht.«

»Das tun sie immer am Nachmittag«, sagte Elizabeth beiläufig. »Weil die Erde sich von der Sonne wegbewegt. Das hast du doch in der Schule gelernt.«

»Ja, ich weiß«, sagte Betty-Ann lustlos und fügte nach einer Weile hinzu: »Es wird kalt. Gehen wir ins Haus. Dort können wir Licht machen.«

Es war noch nicht ganz dunkel, aber im Westen sammelten sich wieder die Wolken, und überall im Hexenhaus brannte Licht. In der Halle traf Carew den stets lächelnden Joseph. »Nun, hatten Sie Erfolg, Doktor?«

»Es war weder gut noch schlecht.« »Na, das ist immerhin ein Anfang. Aber ich fürchte, Sie werden noch feststellen, daß das Hexenhaus mitsamt dem Quincyblut eine unheilbare Krankheit ist. Betty-Ann ist noch ärmer dran als wir, denn ihr Vater hatte schwaches Blut. Elizabeth hätte Stone nie heiraten dürfen.«

»Schlägt dieses Blut bei allen Quincys durch?« fragte Carew.

»Mehr oder weniger. Vor allem steckt uns die Neugier auf das Unsichtbare in den Knochen. Elizabeth und ich haben da einige verrückte Experimente angestellt, als wir noch Kinder waren. Unheimliche und erfolglose Experimente. Quincy hätte da bessere Chancen gehabt. Er ist ein primitiverer Typ.«

»Bildung ist manchmal eine Barriere«, räumte Carew ein

»Eine esoterische Doktrin, nicht wahr?« fragte Joseph lächelnd. »Auf ihr basiert auch die Vorstellung, daß prähistorische Rassen spirituellistische Fähigkeiten besaßen. Aber unsere Ahnen mußten diese Fähigkeit aufgeben, weil sich ihr Gehirn entwickelte. Und jetzt müssen wir diese Gabe wiedergewinnen. So können Menschen zu Göttern werden. Interessant - aber ein langwieriger Prozeß.«

»Ein sehr langwieriger Prozeß«, sagte Carew.

»Und vielleicht ist das auch gut so. Möchten Sie die Familienporträts sehen, Doktor? Sie hätten damit einen brauchbaren Hintergrund für Ihren Fall. Ich hole den Schlüssel zum Salon. Zoia und ich haben ihn abwechselnd in Verwahrung. Es tut mir leid, daß wir ihn Elizabeth nicht geben können, aber die Gefahr ist zu groß, daß das Kind ihn erwischt.«

Während sie die Ahnengalerie besichtigten, die die Wände des Salons einnahm und bis in einen dunklen Korridor hineinreichte, unterhielt Joseph den Arzt mit einem Feuerwerk geistreicher Kommentare. »Man kann viel aus ihren Gesichtern lesen. Sie fürchteten sich vor der Hölle, wie Betty-Ann sich jetzt vor der Dunkelheit ängstigt. Auf ihren spirituellistischen Sinn bildeten sich alle viel ein. Der Herr des Hauses sieht recht zufrieden aus. Es heißt, daß der Teufel ihn geholt hat. Sein Sohn war aber eine recht orthodoxe Seele. Sie sehen ihn dort drüben, zwischen seinem Vater und seinem Sohn.«

Carew betrachtete das Porträt. Das Gesicht zeigte die dunklen, rätselhaften Züge, die allen Quincys eigen waren, aber er las auch innere Qual darin.

Dann wanderte Gaylord Carews Blick weiter.

Sie lächelte ungerne, die chinesische Dame in ihren rotgoldenen Hosen, mit dem Jadeschmuck in ihrem lack-schwarzen Haar. Ein Gesicht, tief wie das Meer, hübsch wie eine Elfenbemminiatur. Rätselhaft fremd und doch auf seltsame Art vertraut.

»Captain Pegleg und seine skandalöse Geliebte, meine Vorfahrin Li Wan. Mein Bruder trägt immer noch den Namen, aber in englischer Schreibweise. Wie Sie sicher wissen, kommen in China die Nachnamen vor den Vornamen.« »Ich weiß. Sie war sehr schön.« »Ja. Der Captain hatte einen guten Geschmack. Sie war auch eine Dame, keinesfalls eine Hure. Ihr Vater war ein chinesischer Beamter in der Mongolei. Aber er ließ sich Unregelmäßigkeiten zuschulden kommen und verlor seinen Kopf und seinen guten Namen. Danach ist die Familie tief gesunken.« Wieder betrachtete Carew das Porträt. »Ihre Tante Sarai muß ein zwölfjähriges Mädchen gewesen sein und lebte hier mit ihren Eltern, als die beiden ins Hexenhaus kamen.« Joseph grinste »Danach lebte sie nur noch ein paar Stunden hier. Die Familie zog Hals über Kopf aus. Aber Sarai hatte Gefallen an Li Wan gefunden. Sie war nur drei oder vier Jahre jünger als die Chinesin. Sie schlich sich ein paarmal hierher, um sich mit Li Wan zu treffen, und dafür schlug ihre Mutter sie jedesmal grün und blau. Jedenfalls fand Captain Pegleg es vergnüglicher, in Sünde zu leben als unter einem Dach mit seiner Schwiegertochter. Keins seiner Kinder setzte jemals wieder einen Fuß über die Schwelle des Hexenhauses - bis er starb.«

»Das kann ich mir vorstellen.« »Und Li Wan war über die Verwandtschaft ihres Geliebten genauso schockiert wie diese über sie. Sie war Chinesin und verehrte ihre Ahnen. Sie diente Captam Pegleg als loyale chinesische Frau. Als er auf seinem Totenbett lag und seine Kinder mit dem Priester kamen, warf sie sie hinaus. Sie wollte nicht, daß der Frieden seiner letzten Erdenstunden gestört wurde. Danach wurde sie von Captam Peglegs Verwandtschaft verdächtigt, ihn mit ihren heidnischen Kräutern vergiftet zu haben.« »Ruhte dieser Verdacht lange auf ihr?« Joseph blickte den Arzt scharf an und lachte dann.

»Hat Barret es Ihnen nicht erzählt? Es dauerte nicht sehr lange. Dann hatten sie ihre Rache. In seinem Testament hatte er bestimmt, daß sie für ihren kleinen Sohn sorgen solle. Aber sie erreichten, daß die Gerichte anders entschieden. Es wäre das Verderben des Jungen gewesen, wenn er bei seiner heidnischen Mutter aufgewachsen wäre, die ihre Ahnen anbetete. Es war also die Pflicht von Peglegs Verwandtschaft, ihr das Kind wegzunehmen, und das taten sie auch. Li Wan verfluchte sie. Sie flehte ihre Ahnen an, daß dem rebellischen Sohn ihres Herrn nur Töchter geboren werden sollten. Und wenn er doch Söhne bekam, so sollten diese sterben. Die Nachkommenschaft der Tochter sollte böse sein, das Haus verderblich. Und dann tötete sie sich selbst.« Joseph Quincy schaltete das elektrische Licht ein. Li Wan erstrahlte in plötzlicher Helligkeit und lächelte rätselhaft auf Carew herab.

»Eine häßliche, barbarische Geschichte. Li Wan hatte Erfolg. Nach ihrem Tod wurden den Quincys nur noch wenige Söhne geboren. Weibliche Babys sind, wie man weiß, oft kräftiger als männliche, und so überlebten sie, während die Söhne starben. Elizabeths Vater war der letzte männliche Sproß der Quincys. Und Tante Sarai zögerte nicht zu behaupten, daß der Fluch funktioniert hatte, als sie meinen Bruder und mich aus Frankreich holte. Sie war zeitlebens sehr abergläubisch.«

Carew sagte »Sie haben sicher recht, Quincy.«

Noch während er sprach, wurde ihm bewußt, daß nicht mehr Joseph nur ihm zuhörte.

Joseph lachte kurz auf »Wirst du denn nie lernen, daß es sinnlos ist, so lautlos daherszuschleichen, wenn du mit den wilden Strahlen deiner Gedanken die Luft verpestest?«

Quincy Lee kam um eine Biegung des Korridors und blickte arrogant um sich.



»Ich wollte nur hören, worüber du mit Dr Carew sprichst, lieber Bruder.« Joseph lächelte kühl. »Dann würde ich es vorziehen, wenn du uns nicht heimlich belauschst. Dieser alte Teil des Hauses gehört mir, Quincy, bis zum Abend, so wie die beiden Flügel dir und Elizabeth gehören.«

»Entschuldige, Joseph«, sagte Quincy freundlich. »Ich dachte, ihr würdet über mich sprechen. Sie sehen, Dr Carew, welch friedliches Leben wir hier führen. Elizabeth und Joseph verbünden sich immer wieder gegen mich. Und deshalb muß ich wachsam sein.«

»Lassen Sie mich bitte aus dem Spiel«, sagte Carew lächelnd.

»Aber was Elizabeth betrifft, so sind Sie doch sehr wohl mit im Spiel, nicht wahr?« fragte Quincy leise und lachte, als er sah, wie Joseph die Lippen zusammenpreßte. »Ich meine natürlich, auf rein geschäftlicher Basis. Als Frau ist Elizabeth gestorben. Sie ist ja neun Jahre lang an das Hexenhaus gefesselt, und ich glaube nicht, daß ein Mann es auf sich nehmen wurde, hier mit ihr zu leben.«

Er ist eifersüchtig, wahnsinnig eifersüchtig, dachte Carew. So sehr, daß er seinen Mund nicht halten kann. Quincy haßte den Gedanken, daß ein anderer Mann besitzen sollte, was er nicht bekommen hatte. Für diese beiden Männer hatte Elizabeth einst alles bedeutet: die Herrschaft über das Hexenhaus, über Tante Sarais Vermögen. Aber Elizabeth hatte es abgelehnt, die Rolle zu spielen, die ihr zugedacht war. Mußte ihr Kind jetzt deshalb leiden? »Ich habe mich oft gefragt, ob es ein teuflischer Streich von Tante Sarai war, uns hier aneinander zu fesseln.«, fuhr Quincy fort »Keiner von uns kann das Haus verlassen, ohne die anderen zu enterben - und auch sich selbst. Aber wenn einer von uns sterben würde - nun, der Überlebende oder die Überlebenden würden nur reicher dadurch.«

Joseph lächelte eisig. »Nach dieser Warnung werde ich meine Schlafzimmertür heute nacht verschlossen halten, Quincy.«

»Das tust du doch ohnehin längst«, stieß Quincy hervor.

Josephs Lächeln wurde noch eisiger, aber er erwiderte nichts. Statt dessen sagte er gedehnt: »Du willst mich wohl in Versuchung führen. Aber das Motiv wäre zu offensichtlich. Die Polizei wurde den Mörder mühelos entlarven. Besonders, wenn es nur einen Überlebenden gibt, Quincy.«

»Oder wenn nur einer stirbt und die beiden anderen heiraten«, zischte Quincy.

Carew beobachtete die beiden. Quincy war wie ein knurrendes, wildes Tier, Joseph eine glatte, weiche Katze. Seine Bewunderung für Joseph mischte sich mit Abscheu. Dieser Mann besaß die Fähigkeit, durch ein wirres Durcheinander von Leidenschaften seinen Weg zu finden. Er spielte mit seinem Bruder, in kalter Berechnung, ohne Haß.

Vielleicht war diese unmenschliche Selbstkontrolle die beste Verteidigung, die ein Mensch seines Blutes gegen die Tücken des Hexenhauses anwenden konnte.

»Ich fürchte, dieses brüderliche Gespräch ist kaum die richtige Unterhaltung für Dr Carew. Wechseln wir besser das Thema.«

»Du hast damit angefangen, Joe.« Quincy wandte sich mit halbherzigem jovialem Lachen an Carew. »Sie sehen, Doktor, er versteht es wie eine Frau, immer das letzte Wort zu haben. Aber messen Sie unserem kleinen Streit nicht zuviel Bedeutung bei. Wir waren schon immer wie Hund und Katze. Wie kommen Sie übrigens mit Betty-Ann voran?«

Das hatte auch Joseph gefragt. Sie interessierten sich mehr dafür, als sie zugeben wollten, obwohl keinem von beiden wirklich an dem Kind lag. Carew dachte einen Augenblick nach, dann sagte er ernst: »Ich glaube, es handelt sich um einen Fall von Hysterie, hervorgerufen durch partielle hellseherische Fähigkeit. Sie sind zweifellos mit der Tatsache vertraut, daß Gegenstände unauslöschlich mit dem verbunden sind, was jemals in ihrer Nähe geschehen ist, daß Hellseher feststellen können, was rund um einen Gegenstand passiert ist, ohne daß sie es vorher erfahren haben.«

Er machte eine Pause. Jetzt war das Stichwort für Quincys skeptische Entgegnung gekommen, wenn er an der Pose festhalten wollte, die er tags zuvor eingenommen hatte.

»Das Hexenhaus ist voll von Gedanken und Gefühlen aller Quincys, die je hier gelebt haben. Und ein Kind, dessen Geist ähnlich arbeitet wie der Geist unserer Urahnen, ist dafür empfänglicher als Erwachsene. Daher ist es nicht erstaunlich, daß Betty-Ann hier schreckliche Erscheinungen sieht.«

»Tante Sarai hatte sicher ihre Freude daran, ihre Geistererscheinung zu hinterlassen, um Betty-Ann zu quälen«, sagte Joseph.

»Glauben Sie, daß ihr unsichtbarer Astralleib Schachbretter in die Luft wirft oder Porzellan zerschlägt, Dr. Carew?« fragte Joseph spöttisch.

»Nein. Ich habe in Malabar Fälle von Telekinese erlebt. Dort werden Gegenstände durch übersinnliche Kräfte bewegt, und zwar bewußt. Betty-Ann tut es vielleicht unbewußt. Das ist eine überzeugendere Theorie, als Tante Sarais Geist zu verdächtigen.« »Telekinese! Was wissen Sie darüber?« »Ich kann es nicht selbst, wenn Sie das meinen. Ich hatte nie den Wunsch, meine Pantoffeln zu holen, ohne zum Schrank zu gehen. Und ich habe auch nur Zeit für wichtige Dinge.«

»Wichtig!« Quincy starrte ihn fassungslos an. »Sie hatten in Malabar die Möglichkeit, Telekinese zu erlernen, und Sie nahmen sie nicht wahr!« Joseph lächelte mit einer leichten Verachtung, die für beide Männer bestimmt zu sein schien.

»Dein Hauptfehler, Quincy. Du befaßt dich viel zu sehr mit Zauberkunststücken. Dr. Carew ist zweifellos der Überzeugung, daß es besser ist, die Ursache vor der Wirkung zu studieren. Aber es würde mich interessieren, Dr. Carew«, fügte er mit böartigem Lächeln hinzu, »wie Sie sich mit Tante Sarais Geist messen wollen. Wenn sie sich tatsächlich im Hexenhaus bewegt, so ist das ein sehr effektvolles Kunststück.«

»Diese Möglichkeit besteht«, sagte Carew ernst. »Vielleicht war Ihre Tante in schwarzen Künsten erfahren genug, um uns ihren Geist zu hinterlassen.«

»Vielleicht sollten wir Tante Sarais Grab öffnen und nachsehen, ob sie noch in ihrem Sarg liegt«, sagte Quincy lachend.

An diesem Abend bewegte sich das Schachbrett nicht. Aber Betty-Ann konnte sich nicht auf das Spiel konzentrieren. Ihr Blick wanderte umher, suchte das Dunkel.

Carew ignorierte dies, spielte ruhig weiter und unterhielt sich mit dem Kind. Sie antwortete geistesabwesend und sah nicht einmal auf das Schachbrett, wenn sie ihre Figuren bewegte.

»Ich fürchte mich«, sagte sie mit zitternden Lippen. »Ich fürchte mich davor, was wohl als nächstes passieren wird. Wenn es das Brett nicht mehr hochwirft, dann denkt es sich etwas Neues aus. So war es immer. Es hört nicht auf.«



Carew war fast erleichtert, als das Schachbrett am nächsten Abend viermal durch die Luft flog. Auch Betty-Ann schien sich darüber zu freuen. Mit kreischendem Gelächter kroch sie umher und sammelte die Figuren ein. Nur ein trainiertes Ohr hörte den hysterischen Ton in ihrem Lachen.

»Machen Sie Fortschritte, Dr. Carew?« fragte Elizabeth Stone am Morgen. »Keine großen«, hatte er zugegeben. »Die Hypnose ihrer Furcht ist zu stark. Wenn eine Attacke aufhört, beschäftigt sich ihre Phantasie schon damit, was wohl als nächstes passieren wird. Sie war weniger verängstigt, als das Brett gestern in die Luft flog, als vorgestern, wo alles ruhig blieb. Eine bekannte Gefahr ist immer weniger furchterregend als eine unbekannte.«

Sie lachte bitter. »Manchmal fällt es mir schwer, meine Furcht vor dem Unbekannten zu besiegen. Verstehen Sie das?« Dr. Carew nickte. »Aber ich lasse es nicht zu, daß die Angst mich übermannt«, fuhr sie fort. »Sonst wäre ich zu schwach, um der Gefahr zu begegnen, wenn sie kommt.«

»Ich muß zugeben, daß eine gewisse Intelligenz hinter dieser Kampagne steht. Zum Beispiel, daß alle Ihre Vorsichtsmaßnahmen immer wieder vereitelt werden, weist darauf hin. Jetzt muß sich das Unbekannte mit mir auseinandersetzen.«

»Vielleicht gibt es mir den Gedanken ein, Sie wegzuschicken und ihm Betty-Ann auf Gnade oder Ungnade auszuliefern.«

»Wenn ich gehe, wird das Böse siegen. Aber ich bin auch nur ein Mensch. Ich kann keine guten Ergebnisse garantieren, auch nicht, wenn ich bleibe.«

»In diesem Spiel zwischen Hoffnung und schlimmer Gewißheit muß ich mich für die Hoffnung entscheiden«, sagte sie mit fester Stimme. Mit ermutigendem Lächeln umschloß er ihre Hand. Es war ein kameradschaftlicher Händedruck - aber auch mehr.

Am dritten Abend war es unmöglich, Schach zu spielen. Kaum waren die Figuren aufgestellt, als sie auch schon wieder mitsamt dem Brett durch die Luft wirbelten. Etwas Dämonisches lag in der wilden Bewegung. Betty-Ann wurde immer bleicher.

»Sie sehen, es hört nicht auf. Dr. Carew. Es wird nur noch schlimmer, wenn wir darüber lachen.«

»Natürlich. Aber mit der Zeit wird es dem Geist trotzdem zu langweilig werden. Wir hatten doch beschlossen, es nicht zu ermutigen, indem wir uns darüber aufregen.« Seine Stimme klang gelassen. Sie starrte ihn verständnislos an. Warum spürte er das Entsetzliche nicht? Er war nicht wie die anderen Erwachsenen. Er wußte doch, daß nicht sie das Schachbrett in die Luft warf!

Aber er fürchtete sich nicht. Eine Sekunde lang öffnete dieses Wissen ein winziges Fenster der Hoffnung in dem dunklen Raum, der Betty-Ann umschloß. Er fürchtete sich nicht - und erwachsene Leute waren klüger als Kinder.

Aber er hatte nicht gesehen, was sie gesehen hatte - nicht den toten Wilhelm Teil, nicht die zerfleischte Katze. Und Tante Sarai hatte ihn nicht mit ihrem haßerfüllten Blick angeschaut.

Das winzige Fenster schloß sich wieder.

Carew hob sie auf seine Arme. Noch vor zwei Tagen wäre ihr kleiner Körper voller Abwehr gewesen, aber jetzt klammerte sie sich an ihn. Die warmen, starken Arme, die sie festhielten, waren ein Trost in diesem Zimmer voller schrecklicher, fliegender Dinge.

Carew setzte sich mit ihr auf ein Sofa und erzählte ihr ein Märchen von einer Prinzessin aus dem Osten. Dabei vermied er sorgfältig jede Brutalität. In farbigen Worten sprach er von glitzernden Juwelen, schimmernden Seidenstoffen und weißen Elefanten. Und er wußte, daß er jetzt über das Unbekannte gesiegt hatte. - Jetzt beherrschte er ihre Phantasie.

Carew kannte so gut wie sein Gegner die Macht der Phantasie, ihre zerstörerische oder heilsame Kraft. Trotzdem wußte er, als er die schläfrige Betty-Ann später in der Obhut ihrer Mutter zurückließ, daß er sie nicht geheilt, sondern ihre Qual nur gelindert hatte.

Aber wie sollte er ihr Leid beenden? Diese Frage stellte sich ihm mit vielen Stimmen, im Krachen eines Dielenbrettes unter seinem Fuß, im Öffnen und Schließen einer Tür, sie sprang ihn aus den stummen Schatten an, die ihn in seinem Zimmer erwarteten und ihre schwarzen Arme um ihn legten, als er eintrat.

Es war schwer, gegen einen Feind zu kämpfen, der überall und nirgends war, der die Luft erfüllte, die man atmete, schwer und schwarz, der einem ins Gehirn zu kriechen versuchte, kaum spürbar. Zweifellos hatte ein ähnlicher Vorgang die früheren Quincys verdorben. Ihr für das Böse so empfänglicher Sinn hatte es den dunklen Mächten leicht gemacht, in sie zu dringen.

Carew wußte, daß dieses unbekannte Böse eine bestimmte Absicht mit Betty-Ann hatte. Das sagte ihm sein sechster Sinn. Die Diagnose, die er Elizabeth und den beiden Brüdern gegeben hatte, war nicht vollständig gewesen. Die Furcht, die das Kind hypnotisierte, war nicht in ihr selbst entstanden. Die Kleine war in ihren jetzigen Zustand gelockt worden, und er war nun eine wirksame Waffe, die gegen sie benutzt wurde.

Ihre Träume von einem Garten auf der anderen Seite des Mondes waren keine subjektiven Bilder ihrer eigenen Phantasie. Sie wurden ihr von außen eingegeben. Sie paßten in das alte Bild verhexter Kinder, denen die Hexen Feen und Dämonen mit lockenden Versprechungen sandten, bis die Opfer schließlich ihre Seelen hingaben und selbst zu Hexen wurden.

Und Betty-Ann stammte von einer Hexe ab. Das war im mittelalterlichen Sinn ein Zeichen sicherer Verderbnis. Aber die Gefahr, in der Betty-Ann schwebte, wurde noch durch die Intelligenz verstärkt, mit der das Unbekannte zu Werk ging, eine Intelligenz, die sich hinter kindischen Kapiolen verbarg, die mit ihrem Opfer wie die Katze mit der Maus spielte. Und der Feind war klug genug, Betty-Ann nicht im physischen Sinn krank werden zu lassen. Der satanische Effekt der Attacke lag darin, daß nichts geschah, was man nicht auch dem Zufall, der Ungeschicklichkeit eines Kindes oder dessen reger Phantasie zuschreiben konnte. Eine Vorsichtsmaßnahme, die Vernunft und nicht nur blinden Haß hinter den Angriffen erkennen ließ. Bevor Carew ins Hexenhaus gekommen war, hatte er Quincy Lee verdächtigt - das wäre die einfachste Lösung des Rätsels gewesen. Sein perverser Sinn, der ihn zu einer Heirat nur um seiner hypnotischen Experimente willen verleitet hatte, konnte

grausam genug sein, auch in einem überempfindlichen Kind ein brauchbares Opfer für seine irregeleiteten Interessen zu sehen.

Auch Quincys Versuch, am ersten Abend mit Zoias Hilfe Carew in der Beurteilung des Falles zu beeinflussen, bevor dieser mit Elizabeth sprechen konnte, war dazu angetan, diese Annahme zu festigen.

Aber der Hase am Fenster war ein Phänomen, das über Quincys Kraft gegangen war.

Am vierten Tag setzte der Regen wieder ein.

Die Stunden verstrichen, ohne daß etwas passierte. Elizabeth, Betty-Ann und Carew saßen vor dem Kamin im hell erleuchteten Wohnzimmer. Auf einem reglosen Brett spielte man Schach. Und abends, als das Brett vier- oder fünfmal in die Luft flog, wiederholte sich doch nicht die wütende Energie, mit der die Figuren am Vortag unablässig durcheinandergewirbelt waren. Betty-Ann ließ sich nicht von ihrer Furcht besiegen und zeigte zeitweise sogar Interesse am Spiel.

Und am fünften Tag sah sie die Welt bereits in anderem Licht. Gay war ein sehr interessanter Freund. Sie nannte ihn inzwischen Gay.

Betty-Ann vergaß ihren Menschenhaß. Sie befand sich wieder in Harmonie mit ihrer Umwelt. Ihre beiden Onkel, die in ihrer erregten Phantasie Sinnbilder der Drohung gewesen waren, wurden zu vagen Masken. Sie hatte sie nie besonders gemocht, und sie mußte auch nicht oft mit ihnen zusammen sein.

Am Abend passierte nichts Schreckliches. Was tat es schon, wenn das Schachbrett ein paarmal durch die Luft wirbelte, wenn niemand mehr deshalb böse war oder sie verdächtigte? Es machte ihr nichts mehr aus. Und Gay sah überhaupt nichts Furchterregendes darin - er lachte nur darüber. Nicht über ihre Angst, sondern über die Kapriolen des Schachbretts.

Am sechsten Tag schienen Tante Sarai, Wilhelm Teil und die tote Katze in weite Ferne gerückt. Zwar fürchtete sich Betty-Ann immer noch ein wenig, aber sie dachte nicht mehr soviel über ihre Furcht nach. Sie gewöhnte sich daran, unter dicken schwarzen Wolken zu leben.

Alles war anders geworden, seit Gay hier war. Seine Kraft war wie die Sonne. Er zeigte ihr etwas Neues, das sich von der toten Welt des Hexenhauses unterschied. Er war der interessanteste Mensch auf der Welt, er war nett und liebenswürdig - und er war ihr Freund.

Wenn sie dabei war, wurde nicht über ihre Veränderung gesprochen. Aber Elizabeth sprach am sechsten Abend darüber, als Betty-Ann in ihrem Bett lag.

»Danken Sie mir noch nicht«, sagte Carew ruhig. »Es war zu einfach.«

Er hörte, wie sie kurz den Atem anhielt.

»Sie glauben, es könnte die Ruhe vor dem Sturm sein?«

»Das ist möglich, ich fürchte sogar, wahrscheinlich. Wenn Betty-Anns Phantasie ihr Feind wäre, wäre die Gefahr überstanden. Aber jedenfalls habe ich unserem Gegner vorläufig den Wind aus den Segeln genommen. Er kann nicht viel erreichen, wenn man seine Aktivitäten nicht beachtet.«

»Trotzdem - wir haben etwas erreicht. Ich weiß, was Sie bereits für Betty-Ann getan haben.« Sie lächelte ihm zu, und sekundenlang schien dieses Lächeln sie beide zu vereinen. »Sie läuft abends nicht mehr ans Fenster, beobachtet die Menschen nicht mehr wie ein kleines, lauerndes Tier, und ihr Haß ist verschwunden. Gerade dieser Haß hat mich am meisten entsetzt. Er war ihr so unähnlich, und er wuchs ständig.«

»Es ist kaum zu vermeiden, daß man im Hexenhaus Haßgefühle bekommt. Hier liegt Haß geradezu in der Luft.«

Sie warf ihm einen raschen, ein wenig ängstlichen Blick zu.

»Ich weiß. Ich hätte Quincy an jenem Tag, als ich ihn im Salon schlug, am liebsten getötet. Irgend etwas in diesem Haus erweckt das Böse, nicht nur Furcht. Als wir drei noch Kinder waren und miteinander stritten, waren wir oft grausam zueinander.« Carew dachte an Quincys unbeherrschte Wut, an Josephs kühlen Spott, und er konnte sich gut vorstellen, welche Kämpfe hier vor vielen Jahren stattgefunden hatten. Aber Elizabeth war anders gewesen. Sie hatte die innere Kraft gehabt, sich zu befreien. Er fragte sich, was das für ein Mädchen gewesen war. Elizabeth und Hugh Stone - sie waren ein Rätsel, das er nicht lösen konnte.

»In diesem Haus muß man seine Gefühle sorgsam im Zaum halten«, sagte er. »Betty-Ann war nicht sehr aufnahmebereit für das Böse, das im Hexenhaus wohnt. Sonst wäre ihr Fall schwieriger.«



Am siebenten Abend flog das Schachbrett nur einmal in die Luft.

Aber als Carew an diesem Abend in sein Zimmer ging, war er so besorgt wie Betty-Ann in jener Nacht, als nichts geschehen war. Furcht schlich sich in seine Gedanken ein wie eine kalte Schlange. War dies der nächste Angriff? Passivität, Stille - und dann schlug das Böse erneut zu, traf mit verstärkter Gewalt ein hilfloses Kind. Das war der klügste Akt des Feindes. Er pflanzte Selbstzweifel in Carews Herz, unterminierte seinen Willen. Was ist, wenn ich nicht helfen kann? Wenn ich die Gefahr zu spät sehe? Ich bin nur ein Sterblicher, ich kann geblendet werden...

Nicht zum erstenmal mußte er sich gegen diese Einflüsterungen wehren. In harter Schulung hatte er gelernt, seine Emotionen unter Kontrolle zu halten. Aber hier wurde seine Selbstbeherrschung auf die Probe gestellt wie nie zuvor. Er brauchte länger als sonst, um seinen Geist von den gefährlichen Ängsten zu befreien.

Zwei- oder dreimal während dieser Woche hatten sich ihm vor dem Einschlafen seltsame Bilder gezeigt, die sich aber dann in seinem Unterbewußtsein verloren.

Er sah sich selbst, wie er an einer glatten schwarzen Wand hing, Halt zu finden versuchte - aber die Wand war zu schlüpfrig, und seine Finger rutschten immer wieder ab. Düster ragte die Wand vor ihm auf, versperrte ihm den Weg zu Licht und Atemluft. Er mußte sich selbst wecken und sich befehlen, in einen neuen, friedlichen Schlaf zu sinken.

Aber heute abend schlief er sofort ein, ohne ein Vorspiel unangenehmer Visionen. Der Sieg, den er über sich selbst errungen hatte, trug Früchte.

Um Mitternacht erwachte er plötzlich und war sofort bei vollem Bewußtsein.



Und dann merkte er, daß eine schwere Last seine Brust bedrückte. Was war das? Eine Frage - konnte er überhaupt Erfolg haben? Der Feind brauchte nur zu warten, bis er das Hexenhaus verließ, um dann erneut zuzuschlagen. Er konnte zurückkehren, aber es wurde schwerer sein, Betty-Ann ein zweites Mal zu helfen. Und es konnte ein drittes Mal geben, ein viertes Mal - ein hundertstes Mal.

Wie konnte ein Mann, der die modernen Wissenschaften studiert hatte, einem Gegner ins Gesicht blicken, der die Schwarze Magie von Jahrhunderten beherrschte? Carew konnte sich zwar selbst retten, aber er war es nicht, der bedroht war. Und das Kind hatte keinen trainierten Willen, um sich wehren zu können.

Warum sollte er Betty-Ann noch größerer Qual aussetzen? Warum sollte er, indem er einen Angriff abwehrte, den Gegner zu neuen Aktivitäten verleiten? Schon seine bloße Gegenwart konnte immer heftigere Angriffe auf das kleine, schwache Gehirn hervorrufen.

»Geh sofort, bevor du alles noch schlimmer machst!« Er entdeckte, daß er diese Worte laut ausgesprochen hatte Hoffnungslosigkeit und Scham über seinen Mangel an Selbstdisziplin durchfluteten ihn.

Und plötzlich durchfuhr es ihn wie ein Blitz Diese Stimmung war nicht in ihm selbst entstanden. Er war die Batterie, die mit einer Elektrizität geladen wurde, die von einem anderen ausging. Der Kampf dauerte lange. Seine Gedanken hatten ihn gefangengenommen. Und lange hatte er nicht erkannt, daß nicht sein eigenes Gehirn sie ersonnen hatte. Er mußte sich aus der Hoffnungslosigkeit, dem Gefühl seiner Machtlosigkeit erheben wie aus einem tiefen Wasser.

»Verdammt! Ich muß meine Aufgabe erfüllen, und ich kann es auch. Nur ich selbst kann mich selbst besiegen.«

Jetzt begriff er es. All das war ein geplanter Angriff gewesen, ein Angriff auf seinen Verstand und seinen Willen.

Aber es wurde nicht mehr funktionieren. Das wußte er mit kühler Selbstsicherheit. Wenn der Feind es noch einmal versuchte, wurde er vorbereitet und auf der Hut sein.



»Dr. Carew! Dr. Carew!« Gayiord Carew fuhr aus dem Schlaf hoch, als es wild an seine Tür klopfte. Elizabeths Stimme - schreckerfüllt, wie er sie noch nie gehört hatte.

Sofort war er hellwach und sprang aus dem Bett. »Ich komme!«

Er zog seinen Morgenrock über, sperrte die Tür auf und trat auf den Korridor. Elizabeth stand vor ihm, eine schmale Gestalt im langen roten Mantel. Ihr Gesicht war wachsbleich. »Betty-Ann?« fragte er rasch. »Wenn die Wände nicht so dick wären, könnten Sie ihre Schreie hören«, sagte sie tonlos. »Ich habe Mabel bei ihr gelassen.« »Wieder ein Alptraum?« »Ich weiß es nicht. Ich konnte schwören, daß sie ihr Bett nicht verlassen hat. Aber sie behauptet, sie sei draußen gewesen. Und ihr Arm ist grün und blau, von der Schulter bis zum Ellbogen. Es ist das erste Mal.« Sie biß sich auf die Lippen, und ein Schauer durchlief sie. »...das erste Mal, daß sie wirklich verletzt wurde.«

»Warum haben Sie zuerst das Mädchen gerufen und nicht mich?« fragte er ruhig. »Weil...« Ihre Stimme schwankte, und sie rang nach Fassung. Mitleiderregend hob sie die Hände. »Weil mein Vorschlag, Sie zu holen, Betty-Ann in Erregung versetzte. Sie ist außer sich. Sie schreit immer wieder, daß Sie sofort verschwinden müssen, daß der Hase böse ist, weil Sie hier sind. Sie ist überzeugt, daß etwas Entsetzliches geschieht, wenn Sie im Haus bleiben.« »Und Sie?«

»Ich wußte, daß Sie ihre einzige Chance sein konnten. Aber die Verletzung an ihrem Arm - das hat mich ganz verrückt gemacht. Vielleicht ist ein rasches Ende besser als eine Qual ohne Ende...«

»Denken Sie so etwas nicht!« Seine vorher so ruhige Stimme klang plötzlich scharf. »Lassen Sie Ihre Gedanken nicht abschweifen. Denken Sie nur, daß Sie um Betty-Ann kämpfen müssen! Wenn Sie schwach werden, rufen Sie die Katastrophe selbst herbei.« »Ich könnte auch gar nicht aufgeben.« Ein sonnenloser Tag dämmerte herauf, schimmerte grau durch die Fenster. Als Elizabeth und Carew den Treppenabsatz erreicht hatten, fragte er: »Wollen Sie die Sache mir überlassen? Sich nicht einmischen?«

Sie lächelte bitter. »Wenn Sie ihr helfen können, Dr. Carew... Ich weiß nicht, was geschehen wird. Ich fürchte, daß sie den Verstand verliert, wenn sie Sie sieht, wie damals, als sie Joseph und mich biß und kratzte.«

Noch während sie sprach, drangen die Schreie zu ihnen, klagende, verzweifelte Schreie, die tatsächlich wie das Gebrüll einer Verrückten klangen. Im Dunkel des Treppenhauses schien es Carew, als höre er das Wehklagen einer Seele, die in der Hölle brennt. Er sah, wie Elizabeths Gesicht sich verzerrte.

Als sie die Treppe hinabgestiegen waren, empfing sie eine Flut von Licht. Ein blasses Mädchen mit schreckgeweiteten Augen lief ihnen entgegen.

»Gott sei Dank, daß Sie kommen! Wenn man das mitanhört, muß man ja selbst wahnsinnig werden...«

»Holen Sie warmes Wasser«, unterbrach Carew sie.

Betty-Ann saß starr in ihrem Bett. Ihre Schreie wurden zu einem tierischen Gebrüll, als sie ihn sah. »Oh, Mann, ich sagte dir doch, du sollst ihn nicht herbringen! Du weißt doch, daß sie dann noch böser werden! Sie werden mich holen!«

Carew ging auf das Bett zu. Sie trommelte mit beiden Fäusten auf die Bettdecke und schrie ihn an: »Kommen Sie mir nicht zu nahe! Sie machen nur alles schlimmer! Ich will Sie nie mehr sehen! Ich hasse Sie!« Plötzlich begann sie zu schluchzen, Tränen rollten über das kleine, verzerrte Gesicht. »Nein, das stimmt nicht - ich habe Sie lieb, Gay. Ich weiß, Sie wollen mir nur helfen. Aber Sie können es nicht - Sie machen sie nur noch böser. Oh, bitte, bitte, gehen Sie!«

»Kommst du gar nicht auf den Gedanken, daß sie sich sehr vor mir fürchten müssen, wenn sie mich so unbedingt aus dem Haus haben wollen?« Carews Stimme klang heiter und gelassen.

»Sie werden mich holen! Sie haben kein Recht, hierzubleiben! Denn dann holen sie mich! Sie sind so böse.«

»Ich lasse nicht zu, daß sie dich holen, Betty-Ann«, sagte er sanft, aber sie schluchzte hysterisch weiter.

»Sie können sie nicht zurückhalten! Oh, gehen Sie, bitte!« Sie begann am ganzen Körper zu zittern, als er noch einen Schritt in ihre Richtung machte. »Kommen Sie nicht näher! Es tut mir leid, aber ich werde Sie beißen!«

Er lachte. »Das macht mir nichts aus. Ich bin deswegen nicht böse. Aber du mußt nichts tun, was du nicht wirklich willst, Betty-Ann. Niemand anderer kann deine Beine und Arme bewegen, nur du selbst. Du mußt ihnen nur sagen, daß sie aufhören sollen.«

Er setzte sich auf den Bettrand. Sie wollte sich wütend auf ihn stürzen, doch dann warf sie sich herum und vergrub schluchzend das Gesicht in den Kissen.

»Oh, warum lassen Sie mich nicht allein?«

»Jetzt hör zu weinen auf und erzähl mir, was passiert ist.«

Sie schluchzte noch eine Weile, dann hob sie den Kopf und starrte ihn an. »Gehen Sie und lassen Sie mich allein, wenn ich es Ihnen erzähle?«

»Ich werde dein Zimmer verlassen, sobald ich sicher sein kann, daß du wieder einschliffst. Mehr kann ich dir nicht versprechen. Ich will doch nur dein Bestes.«

Er saß ruhig da und strahlte innere Sicherheit aus. Nichts verriet die Selbstzweifel, die ihn noch vor kurzem geplagt hatten. Er war so völlig Herr der Lage, daß sie gar nicht lange genug schreien konnte, um ihn aus der Fassung zu bringen. Eher mußten ihre Schreie aus Erschöpfung verstummen, wenn schon nicht aus innerer Überzeugung. Er war ein Fels, gegen den ihre Heftigkeit nicht ankam.

»Es wird nichts nutzen, wenn Sie mein Bestes wollen, Gay. Sie werden mich holen. Sie verfolgen mich schon so lange. Und wenn Sie bleiben, sind Sie schuld daran. Sehen Sie, was sie mir angetan haben.« Sie streifte ihre Pyjamajacke von der Schulter und zeigte ihm ihren grünblauen Arm. »Es war der Hase. Er kam direkt ins Zimmer.« »War das Fenster offen?« »Nein, aber das spielt keine Rolle.« Ihre Augen weiteten sich in neuem Entsetzen. »Er kann durch geschlossene Türen und Fenster gehen! Ich ging wie gewöhnlich schlafen, und plötzlich wachte ich mitten in der Nacht auf. Und da war er. Er hockte am Fuß meines Bettes.« Sie erschauerte, und ihre Lippen zitterten. »Der Mond schien herein, und ich konnte deutlich sehen, wie groß und schwarz er war. Ich wußte, daß er mich beißen würde, wenn ich nach meiner Mutter schrie.«

Wieder erschauerte sie. Carew goß etwas Wasser aus der Thermosflasche, die auf dem Nachttisch stand, in einen Becher und gab ihn ihr. Dabei legte er einen Arm um sie, und als sie sich an ihn lehnte, entspannte sich ihr starrer kleiner Körper ein wenig.

»Es war so schrecklich. Er starrte mich unentwegt an, und ich wußte, daß ich aus dem Bett springen mußte - sonst würde er mich berühren. Ich sprang auch aus dem Bett - aber da war ich nicht mehr ich selbst, sondern ein kleiner weißer Hase. Als er aus dem Zimmer rannte, mußte ich ihm folgen - ob ich wollte oder nicht. Es war furchtbar, mit ihm das Zimmer zu verlassen, während Mutter ruhig schlief. Wir rannten ins Freie. Und dann tat er einen mächtigen Sprung, und ich auch, und wir flogen in den Himmel. Der Mond kam immer näher und wurde immer größer. Sein Gesicht grinste böse, und es war, als würde sein Mund meilenweit offenstehen, um uns zu verschlucken. Und dann sprangen wir wieder hinunter, sprangen von Klippe zu Klippe, und unter uns toste das Meer. Ich versuchte ein paarmal loszukommen, aber jedesmal, wenn ich mich umdrehte, stand der Hase vor mir, und seine Zähne schimmerten im Mondlicht. Die ganze Nacht liefen wir herum, und ich wurde müde und fror. Und ich hatte solche Angst. Ich wußte nicht, ob er mich je wieder nach Hause lassen oder ob er mich zu Tante Sarai bringen würde.«

Sie brach ab und stöhnte. Dann sprach sie mit erstickter Stimme weiter:

»Dann sah ich das Haus vor mir. Ich sprang auf das Dach, der Hase sprang mir nach, und ich hüpfte in den Schornstein. Ich fiel so hart, daß ich mich an einer Pfote verletzte. Es tat so weh, daß ich in Ohnmacht fiel. Als ich zu mir kam, lag ich im Bett und war kein Hase mehr, sondern ich selbst.«

»Es war ein Alptraum, Betty-Ann«, sagte Carew sanft. »Du hast dir den Arm am Bettpfosten angeschlagen. Oder er ist grün und blau, weil du das erwartet hast. Wir Ärzte haben das oft in den Krankenhäusern erlebt. Hypnotisierte Leute erwarten, daß sie verletzt sind, und wenn sie aufwachen, sind sie tatsächlich verletzt, obwohl nichts sie berührt hat.«

»Nein, es war wirklich! Sie erfinden das nur, damit ich glaube, es war nur ein Traum.«

»Wie, glaubst du denn, bist du aus dem Kamin trotz deiner Ohnmacht ins Bett gekommen, wenn es kein Traum war? Und ich erfinde nie etwas. Ich sage immer die absolute Wahrheit.«

»Aber es ist wirklich passiert! Oh, Gay, Sie wissen doch, daß ich niemals von mir aus möchte, daß Sie gehen! Dazu habe ich Sie viel zu lieb. Aber ich fürchte mich so. Diesmal war es nur der Hase, und er war schon schrecklich genug. Aber das nächste Mal wird Tante Sarai kommen. Sie wird mich holen!«

»Das wird sie nicht tun. Dafür Sorge ich schon.« Sein Blick hielt den ihren fest. »Jetzt wirst du schlafen, und wenn du aufwachst, ist an deinem Arm nichts mehr zu sehen. Und dann weißt du auch, ob du wirklich mit dem Hasen draußen warst oder nicht.«

»Aber die grünblauen Flecken sind doch da Gay«, sagte sie matt. »Sie können nicht so rasch verschwinden.«

»Sie werden verschwinden. Du hast sie dir ja nur eingebildet. Und jetzt schlaf.« Er wiederholte den Befehl: »Schlaf.«

Noch einmal blickte er ihr fest in die Augen, und unter seinem Blick sanken ihre Lider herab. Er sah zur Uhr über Elizabeths Toilettentisch. Halb fünf.

»Du wirst bis Mittag schlafen«, sagte er leise. »Und wenn du aufwachst, wirst du ausgeruht sein, und an deinem Arm werden keine Flecken mehr sein. Verstehst du?«

»Ja.« Die kleine Stimme klang wie ein Hauch. Elizabeth trat mit angehaltenem Atem an das Bett. »Ich werde bis Mittag schlafen, und ich werde ausgeruht aufwachen, und an meinem Arm werden keine Flecken mehr sein.«

»Hat dich schon einmal jemand so in den Schlaf versetzt?« Angespannt wartete er auf die Antwort, aber sie kam sofort, aus den Tiefen des Unterbewußtseins, in denen es keine Lügen gab. »Nein.«

»Und du hast letzte Nacht dein Bett nicht verlassen?« Diesmal zögerte Betty-Ann ein wenig. »Nein. Aber ich blieb auch nicht drin.« »Gut. Aber von jetzt an bleibst du im Bett, Du wirst nicht mehr träumen. Was auch künftig in dein Zimmer kommt, du wirst nicht mehr träumen.«

Mit tonloser Stimme wiederholte sie seine Befehle. Er stand auf und zog die Decke über die schmalen Schultern. Elizabeth blickte ihn an, öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, schwieg aber. Carew folgte ihrem Blick und sah zur Tür. Joseph Quincy lachte und trat in das Zimmer. »Tut mir leid, wenn ich euch erschreckt habe. Ich wäre schon früher gekommen, aber ich fürchtete zu stören.«

»Leise, Joseph!« sagte Elizabeth scharf. »Du weckst sie auf.«

»Aus dieser Art von Schlaf nicht«, sagte Carew. »Haben wir Sie geweckt, Mr. Quincy?«

»Nein Ich horte Mabel herumlaufen, und sie erzählte mir eine phantastische Geschichte. So kam ich also her, um zu sehen, ob ich helfen konnte. Aber wie gewöhnlich wurde ich nicht gebraucht. Ich weiß, was Sie mit >dieser Art von Schlaf < meinen, Dr Carew.« Er lächelte Elizabeth ironisch zu. »Meine Kusine war immer gegen die Anwendung von Hypnose, obwohl ich ihr sagte, das wäre das Beste. Ich weiß selbst ein wenig darüber - genug, um ein Kind nachts ruhig schlafen zu lassen.«

»Wenn du jemandem einen Dienst erweist, Joseph, ist der Preis meist zu hoch«, sagte Elizabeth kühl. »Ich bevorzuge Dr. Carews Hilfe.«

»Er wird auch nicht billig sein - wenn man berücksichtigt, wie lange du ihn von seinen Patienten fernhältst. Aber du mußt dir keine Sorgen über meinen Preis machen, Elizabeth.« Er war plötzlich ernst geworden. »Es ist mir noch nicht gelungen, einen Lohn von dir zu erhalten.« Er sah sie scharf an.

»Tut mir leid, Joseph. Es stimmt, du hast nie etwas von mir bekommen.«

Verwundert stellte Carew fest, daß er sich unbehaglich fühlte. Er fragte sich nach dem Grund. Laut sagte er: »Ich habe Betty-Ann nicht hypnotisiert. Ich trug nur ihrem Willen auf, sich selbst zu beruhigen. Es ist immer besser, wenn man eine Person, besonders ein Kind, aus eigener Kraft Selbstkontrolle gewinnen läßt als durch fremden Einfluß. Dies war eine nötige Vorsichtsmaßnahme, um sie vor weiteren nächtlichen Angriffen zu schützen.«

»Nächtlichen Angriffen? Haben Sie ihr auch befohlen, wie sie sich in künftigen Nächten zu verhalten hat?« fragte Joseph interessiert. »Ja«, erwiderte Carew kühl. »Es wäre wunderbar, wenn es funktioniert«, sagte Elizabeth.

Als Betty-Ann zu Mittag erwachte, war wieder Farbe in ihre Wangen zurückgekehrt und ihre Augen glänzten. Verwundert startete sie ihren Arm an, der nicht die geringste Verletzung zeigte.

Die nächsten Tage verliefen in friedlicher Stille. Langsam nahte der Frühling. Und die kleine Insel im grauen Meer wartete. Worauf sie wartete, wußte nur sie selbst. Auch Carew wartete. Aber es passierte nichts. Er wanderte mit Elizabeth über die grauen Klippen oder den weißen Strand, und Betty-Ann sprang vor ihnen einher.

An manchen Abenden fiel ein Teller zu Boden, oder die Schachfiguren wirbelten durcheinander. Aber das geschah nicht oft, und es verursachte keine Aufregung mehr. Lachend ging man darüber hinweg.

»Wie ein letztes Aufbäumen vor der Niederlage«, sagte Elizabeth. Gayiord Carew sah sie sonderbar an. »Glauben Sie wirklich?« Sie blickte über ihre Schulter zurück. Das Haus lag hinter ihnen und warf einen langen schwarzen Schatten, und zum erstenmal seit Tagen verdunkelte Furcht ihre Augen.

Aber das Wissen, daß der Kampf noch nicht beendet war, erweckte jetzt weder Zweifel noch Hoffnungslosigkeit in ihm. Zwar gab es Augenblicke, in denen er fühlte, wie schwarze Netze seine Seele einzuschließen drohten, aber er konnte sie leicht abschütteln. Er wußte, daß Entschlossenheit eine Waffe war, gegen die das Hexenhaus nicht ankam.

Seine innere Sicherheit übertrug sich auch auf Elizabeth und Betty-Ann. Er hatte ihre Furcht besiegt. Aber er wußte, daß das Hexenhaus sich nicht zufriedengeben würde.

Zwei Menschen hatten sich seit Carews Ankunft stark verändert. Der eine war Quincy Lee.

Eine dunkle rote Wolke schien den Mann zu umhüllen, ein dumpfes Feuer schien in ihm zu lodern. Er ging Carew aus dem Weg, verließ jeden Raum, sobald der Arzt eintrat, als ob er fürchtete, daß dieser seine Gedanken lesen könnte. Er hielt sich fast ständig in seinen eigenen Räumen auf, frühstückte meist erst zu Mittag und behauptete, daß er viele Stunden für seine Studien aufwandte, obwohl spätabends nie ein Licht im Westflügel brannte.

»Mein Bruder ist der Ansicht, die Nacht sei viel interessanter als der Tag«, sagte Joseph mit verächtlichem Lächeln. »Er liebt es, im dunklen Haus herumzuschleichen. Vielleicht hofft er dabei einige Tricks zu erlernen. Er ist viel weniger materialistisch, als er in Ihrer Gegenwart zu sein vorgibt.«

»Er fürchtet sich offensichtlich nicht vor dunklen Phänomenen«, sagte Carew lächelnd.

»Fürchtet sich ein Trunkenbold vor Whisky?« Joseph zuckte mit den Schultern. »Quincy will würdig in die Fußstapfen unserer Ahnen treten. Er würde gern Phänomene sehen und sie auch herbeirufen. Das liegt ihm im Blut.«

Auch Betty-Ann hatte sich verändert. An dem Tag, als sie aus ihrem traumlosen Schlaf erwacht war und keine Verletzungen mehr an ihrem Arm entdeckt hatte, war das Fundament ihrer Furcht erschüttert worden. Aber sie verstand die Zusammenhänge noch nicht, begriff nicht, daß ihre Angst grundlos gewesen war.

»Wenn ich in meiner Einbildung meinen Arm grün und blau machen konnte«, sagte sie, als sie eines Tages mit Carew am Strand entlangging, »dann könnte ich ja auch Tante Sarai lebendig machen.« Ihre Lippen zitterten ein wenig, als sie den Namen aussprach. »Es ist so seltsam. Ich weiß, ich habe mir viele verrückte Dinge eingebildet. Aber da ist etwas im Hexenhaus, das nicht gut ist, Gay! Es mag mich nicht. Das fühle ich auch jetzt, wo ich weiß, daß ich nur böse Träume hatte.«

Ihre kindliche Feinfühligkeit warnte sie, obwohl sie das böse Gestern abgeschüttelt hatte. Und er konnte sie nicht belügen. Das Hexenhaus würde ihn bald genug Lügen strafen.

»In manchen Häusern wohnt eben das Böse, Betty-Ann. Ich fürchte, deine Ahnen waren keine sehr guten Menschen. Und wenn einige gut waren, so wurden sie hier in Angst und Schrecken versetzt. Ihr Unglück ist im Hexenhaus gespeichert, wie ein Mensch in einer Fotografie weiterlebt, obwohl er längst tot ist.«

Ihre Augen weiteten sich. Daß sie ihn nicht ganz verstand, machte keinen Unterschied. Es konnte sogar ein Vorteil sein. Seine Erklärungen töteten meist ihre Furcht, indem sie ihr etwas Neues zum Nachdenken lieferten.

»Vielleicht gibt es nichts hier, das wirklich lebendig ist, Gay. Aber ich wünschte, wir müßten nicht noch neun Jahre hier bleiben. Und ich wünschte, Sie müßten nicht fortgehen. Ich glaube, wenn Sie nicht mehr da sind, werde ich mich wieder fürchten.«

Er blickte in ihre türkisfarbenen Augen. Eine hohe Klippenwand verdeckte das Haus. Die Insel lag in blasses Sonnenlicht gebadet, die grauen Wellen schlugen sanft gegen den Strand, wie eine große graue Schlange. Und eine andere Schlange ringelte sich in Betty-Anns Gehirn, sanft und langsam und unerbittlich an ihren Gedanken nagend.



Um Mitternacht fuhr er plötzlich aus dem Schlaf, mit angespannten Nerven.

Er lauschte. Hatte ein Geräusch ihn geweckt. Aber er hörte nichts, nur die dumpfe Stille der Nacht. Das Haus war ruhig, gab nur die leisen seltsamen Laute von sich, die alle alten Häuser nachts vernehmen lassen.

Aber er konnte nicht wieder einschlafen. Eine innere Stimme mahnte ihn zur Vorsicht.

Er stand auf und kleidete sich an. Dann trat er in den Korridor hinaus. Kein Licht brannte, pechschwarze Schatten umfingen ihn. Er lächelte grimmig. Wenn er von einer fremden Macht geweckt worden wäre, dann würde er jetzt in eine Falle gehen. Aber die warnende Stimme, die ihn leitete, kam nicht aus diesem Dunkel, sondern aus ihm selbst. Er ging weiter durch die schweigenden Schatten und spürte das passive Böse ringsum mit halbgeschlossenen Augen lauern.

Durch eine Seitentür verließ er das Haus. Die Nacht war windstill. Der Mond lag halbverdeckt in einem See aus schwarzen Wolken. Grau schimmerten die Klippen, undeutlich wie die Schemen im Garten. Etwas bewegte sich im stillen Dunkel, nichts Greifbares. Es bewegte sich sehr sanft und vorsichtig. Konnte er es aufhalten, wenn er wach blieb? Er wußte nicht, wie. Er wußte nur, daß das Hexenhaus auf seinen Schlaf gerechnet hatte.

Als er um die Ecke des Westflügels bog, blieb er abrupt stehen. Eine weiße Gestalt stand vor Elizabeths Fenstern. Rasch und lautlos ging er auf sie zu und hielt sich dabei vorsichtig in den Schatten des Hauses.

Als er noch zehn Schritte von der Gestalt entfernt war, knackte ein Zweig unter seinen Füßen. Die Gestalt fuhr herum und stieß einen ersticken Schrei aus.

»Keine Angst, Mrs. Stone. Ich bin es.« »Sie!« Sie entspannte sich. Verschwommen sah er in der Dunkelheit ihr Lächeln. »Ich hätte nicht geglaubt, daß auch Sie an Schlaflosigkeit leiden. Dr. Carew.«

»Das tue ich auch nicht. Aber heute nacht ziehe ich es vor, wach zu bleiben. Es tut mir leid, daß ich mich so angeschlichen habe. Ich hielt Sie für einen Geist.«

»Vielleicht bin ich einer.« Sie sprach leichthin, aber ihr Lächeln war plötzlich bitter. »Die Nacht ist heute so ruhelos. Ich konnte auch nicht schlafen, und so kam ich hierher. Ich kann Schlaflosigkeit nicht gut vertragen. Ich hätte spaziergehen sollen wie Sie, aber ich kann Betty-Ann nicht allein lassen.«

»Machen Sie sich ihretwegen Sorgen? Heute morgen schien sie ganz in Ordnung zu sein.«

»Sie schläft tief und fest. Es geht ihr jetzt besser. Aber wie lange wird es ihr gutgehen, wenn Sie nicht mehr da sind? Was hatte die Behandlung dann für einen Sinn? Das frage ich mich immer wieder. Kann man ihr überhaupt helfen, wenn sie neun Jahre lang hierbleiben muß? Aber ich will Sie nicht belasten. Ich gehe jetzt besser wieder hinein.« Sie streckte ihm die Hand hin.

Er ergriff sie. Seine Augen suchten die ihren.

»Wie lange sind Sie schon wach und haben nachgedacht?«

»Ein oder zwei Stunden vielleicht«, sagte sie und lächelte matt. »Irgend etwas hat mich ganz plötzlich geweckt, schien sich wie eine Riesenwelle über mich zu ergießen, und ich konnte nicht mehr einschlafen.«

»Es ist ungesund, zuviel nachzudenken.«

»Und ich vergeude damit Kraft, die ich brauche, um Betty-Ann zu schützen, nicht wahr?« Sie zuckte mit den Schultern. »Gedanken sind wie Schatten, klein bei Tageslicht, aber immer gegenwärtig. Und in der Nacht wachsen sie und bedecken die ganze Welt. Ich bin selten in einer solchen Stimmung. Ich weiß nicht, was heute nacht in mich gefahren ist.«

Er wußte es. Deshalb hatte die kleine warnende Glocke in seinem Innern geläutet. Auf diese Weise manipulierte das Hexenhaus die Gedanken. Langsam und stetig träufelte es Bilder in die Gehirne seiner Bewohner, wie betäubendes Gift, schwemmte die Seelen in schwarze Seen, in denen alle Hoffnung vergebens schien.

Auch ihn hatten die dunklen Wellen dieses Sees umspült. Aber er hatte sich an Land retten können.

»Ich weiß es«, sagte er. »Hoffnungslosigkeit. Das Bewußtsein der Sinnlosigkeit, gegen das Hexenhaus ankämpfen zu wollen. Auch mich bedrückten vor einigen Nächten solche Gedanken, bis ich erkannte, daß es nicht meine eigenen Gedanken waren. Zu viele Leute haben hier dreihundert Jahre lang Gedanken gehabt. Und diese Gedanken tarnen sich so gut, daß wir sie für unsere eigenen halten. Machen Sie sich das nicht zum Vorwurf. Aber seien Sie beim nächsten Mal auf der Hut. In diesem Haus kann man nicht klar denken, wenn man sich seinen Einflüssen überläßt.«

»Aber Betty-Ann ist zu schwach, um sich diesen Einflüssen zu widersetzen. Ich habe sie zur Welt gebracht, und ihre Welt ist jetzt das Hexenhaus. Heute nacht mußte ich daran denken, was ich ihr angetan habe. Sie hätte überhaupt nicht geboren werden dürfen. Sie war ein Teil des Preises, den ich selbstsüchtig zahlte, um mich zu retten - mich, die ich auch nicht hätte geboren werden dürfen. Wir Quincys sind alle von einem Makel befleckt, von einer merkwürdigen Empfänglichkeit, von einer seltsamen Gier. Ich weiß, es ist verrückt. Heute nacht spürte ich es rings um mich im Dunkel: das Etwas, dem wir nicht entkommen können, das in uns ist, mit dem wir untrennbar verbunden sind. Hugh würde heute noch leben, wenn er mich nicht geheiratet hätte.«

»War das nicht seine Sache? Er hätte Sie ja nicht heiraten müssen. Oder haben Sie ihn belogen, als Sie ihm sagten, daß Sie ihn liebten?«

»Nein. Aber ich konnte ihm nicht das geben, was er wert war. Ich machte ihn nicht glücklich. Ich verkaufte mich an ihn, um dem Hexenhaus zu entkommen. In den ersten Monaten unserer Ehe hätte ich ihn töten können für seine Güte, für seine Dummheit, für seine Liebe zu mir. Ich kam mir vor, als ob ich in einer Falle säße, die ich mir selbst gestellt hatte. Durch mich hatte er alles verloren, sein Erbe, seine Stellung. Es wäre nur fair von mir gewesen, auszuharren. Aber ich wollte zurück ins Hexenhaus. Ich sehnte mich danach wie Süchtige nach einer Droge, und Gott weiß, daß ich vorher nicht gewußt habe, wie sehr mir Hugh zuwider sein würde. Aber das änderte sich alles, als Betty-Ann geboren wurde. Seither sehnte ich mich nie mehr nach dem Hexenhaus. Wenn ich daran dachte, erschien es mir nur abstoßend und widerwärtig. Insofern habe ich mich selbst von seinen Einflüssen befreit.« Sie lächelte verzerrt. »Ich liebte Hugh sogar ein wenig, als sei er mein zweites Kind, das mir natürlich lange nicht so ans Herz gewachsen war wie Betty-Ann. Wir kamen ganz gut miteinander aus, hatten ein



harmonisches Heim, und Betty-Ann hat nur glückliche Erinnerungen daran. Ich wollte ihr dieses Glück erhalten. Aber in seinem Inneren wußte Hugh, daß ich Betty-Ann liebte und nicht ihn. Er war immer ein wenig zurückhaltend, wenn er mit ihr spielte. Er sah nicht sein Kind in ihr, sondern mein Kind, dessen Vater er nur zufällig war. Sie war das Band, das mich mit ihm verknüpfte. Und dann kam die Depression, und er verlor seinen Job. Wenn er bei seinem Onkel geblieben wäre, hätte er nie seine Stellung verloren. Wir mußten unsere Wohnung und die Möbel verkaufen, und Hugh wurde immer verzweifelter, weil er glaubte, ich müsse ihn für einen totalen Versager halten. Schließlich sandte uns Tante Sarai die Sachen meiner Eltern. Es waren einige wertvolle Dinge dabei, die sie mir nie hatte geben wollen. Aber nun schrieb sie mir, ich solle sie verpfänden, damit ich mir einen Luxus wie einen bettelarmen Ehemann leisten könne. Unglücklicherweise las Hugh den Brief, bevor ich ihn zerreißen konnte.«

»Ich verstehe. Und danach brachte er sich um?«

»Im Paket meiner Tante befand sich ein tibetanischer Bronzedolch, den ich noch nie gesehen hatte. Er schien Hugh zu faszinieren. Er fragte sich, wozu er benutzt worden sei. Ich hätte Verdacht schöpfen müssen. Zwei Tage später, als ich mit Betty-Ann von einem Kinobesuch heimkam, lag er zusammengekrümmt auf dem Tisch. Ich rüttelte ihn an der Schulter, weil ich glaubte, daß er schlief. Und dann sah ich den Bronzegriff, der aus seinem Hemd ragte.«

Sie schwieg, und ein Schauer lief über ihren Rücken. Carew fühlte plötzlich etwas Kaltes in seinem Inneren. Es war kälter als die Nacht, die ihn umgab, kam aus Regionen, die eisiger waren als die Arktis.

»Es war der Dolch meines Vaters«, fuhr Elizabeth fort. »In seinem Abschiedsbrief schrieb Hugh, daß der Dolch ihm den Gedanken an Selbstmord eingegeben habe. Daß er nicht den Mut dazu gehabt hätte, wenn er den Dolch nicht berührt hätte. Und er schrieb, daß Betty-Ann und mir mit seinem Tod nur geholfen sei. Wir könnten auf die Insel heimkehren...«

»Haben Sie den Dolch noch?« fragte er rasch, wie elektrisiert. »Brachten Sie ihn mit ins Hexenhaus?« Überrascht sah sie ihn an. »Ja. Warum?«

»Sie sollten ihn an einem sicheren Platz verstecken. Oder noch besser - geben Sie ihn mir.«

Sie starrte ihn noch sekundenlang an und lachte dann auf.

»So verrückt bin ich nicht, Dr. Carew. Ich werde mich nicht erstechen. Aber wenn es Sie beruhigt...« Ihr Lachen erstarb abrupt.

Carew sah sie nicht an. Er blickte zum Haus hin, obwohl er wußte, daß er dort nichts sehen würde. Aber es hatte sich verändert - wie ein Auge, das sich plötzlich öffnet. Es beobachtete sie, wie sie hier in der Nacht beisammen standen. All die Fenster und Mauern waren plötzlich Teile eines unsichtbaren Organismus.

»Seltsam«, sagte Elizabeth und lachte ein wenig unsicher. »Ich habe das Gefühl, als wären wir nicht mehr allein. Wollen Sie mich jetzt entschuldigen, Dr. Carew? Wir können unser Gespräch ein andermal beenden. Ich gehe jetzt besser wieder zu Betty-Ann.«

Er nickte. Auch er hatte keine Lust mehr, unter diesem wachsamem Blick weiter mit ihr zu sprechen. Das Haus wußte, daß seine Attacke abgewehrt worden war, daß Carew nicht mehr schlief. Er spürte beinahe körperlich die zorngefüllten Wellen, die durch die Luft rings um ihn fluteten.

Rasch kehrte er in sein Zimmer zurück und zwang sich zum Einschlafen. Er wollte nicht, daß das Hexenhaus seine Gedanken erkannte. Als er im Morgengrauen erwachte, war er allein. Der unsichtbare Beobachter hatte sich zurückgezogen. Er streckte sich aus und fühlte sich irgendwie glücklich. Die Dämmerung begann bereits rosa zu schimmern. Über dem Wasser schrien die Seevögel.

Plötzlich erschien ihm sein Leben wie eine wohlgeordnete Harmonie. Licht war in ihm und Reichtum. Farbenfroh zogen die Bilder der letzten drei Wochen an seinem geistigen Auge vorbei. Elizabeth! Elizabeth!

Ein Gesang erfüllte sein Inneres, der ein ganzes Leben erklingen könnte - wenn sie ihn liebte so wie er sie.

Doch er mußte Geduld haben. Schon einmal hatte sie sich verkauft, um dem Hexenhaus zu entkommen. Jetzt würde sie sich vielleicht verkaufen, um ihr Kind zu retten. Aber Gaylord Carew wollte viel mehr, als Hugh Stone sich jemals hatte träumen lassen. Er würde ihr seinen Namen nur geben, wenn sie ihn liebte wie er sie.

Beim Frühstück war Betty-Ann bester Laune und sprühte nur so von ungebändigter Lebensfreude. Es gab Gründe für ihre Erregung.

»Heute Nachmittag wird ein Film im Kino von Harpersville aufgeführt«, erklärte Elizabeth. »Julia möchte sich ihn ansehen, und ich bat sie, Betty-Ann mitzunehmen.«

Julia war die Nichte der Köchin, die die Stellung der verängstigten Mabel übernommen hatte.

Carew begriff. Elizabeth suchte eine Gelegenheit, mit ihm allein zu sein, das Gespräch der letzten Nacht zu beenden. Und obwohl er sich keineswegs auf ein Rendezvous zweier Liebender freuen durfte, ging sein Puls schneller.

»Der Film handelt vom Bürgerkrieg«, berichtete Betty-Ann aufgeregt. »Von Spionen und schönen Damen in gerafften langen Röcken! Gestern war ein Bild in der Zeitung. Ich glaube, der Held wird die Heldin erschießen.«

Carew stellte fest, wie groß die Veränderung war, die Betty-Ann erfahren hatte. Als er ins Hexenhaus gekommen war, hätte sie sich hysterisch mit Händen und Füßen dagegen gesträubt, allein mit einem Stubenmädchen das Haus zu verlassen. Und sie wäre viel zu nervös gewesen, lange genug sitzen zu bleiben, um sich einen Film anzusehen.

Betty-Anns nächste Bemerkung versetzte ihn aber in noch größeres Staunen. »Sie werden nie erraten, was ich heute morgen gesehen habe, Gay. Mutter will es nicht glauben. Die denkt noch immer, daß ich es mir einbilde. Aber es war eine Katze - eine richtige, lebendige, kleine Katze!«

»Sie glaubt eine Katze gesehen zu haben«, warf Elizabeth ein. »Aber es gibt keine Katzen auf der Insel.«

»Ich habe sie mir wirklich nicht eingebildet«, protestierte Betty-Ann. »Ich sah sie ganz deutlich, obwohl es noch nicht richtig hell war. Es war keine Hexenkatze. Hexenkatzen sind schwarz, aber meine Katze war weiß. Und sie war so hübsch!« Elizabeth schüttelte den Kopf. »Aber du sagtest doch, daß sie verschwand, als du sie fangen wolltest, Herzchen.«

»Vielleicht hast du dir die Katze wirklich nur eingebildet, Betty-Ann«, sagte Carew ruhig. »Aber wenn es eine wirkliche Katze war, dann ist sie wohl vom Festland herübergekommen. Da fühlt sie sich sicher fremd auf der Insel und ist sehr scheu. Lauf ihr lieber nicht nach, wenn du sie noch einmal siehst, Betty-Ann.«

»Einverstanden, Gay«, sagte sie widerstrebend, aber offensichtlich getröstet, weil er die Möglichkeit nicht ausschloß, daß sie eine wirkliche Katze gesehen hatte.

Er traf sich mit Elizabeth in dem kleinen Raum, der für Frühstück und Mittagessen benutzt wurde, nicht im großen Wohnzimmer. Feuer brannte im Herd, denn der Wind drang kalt durch die Ritzen. Das kleine, von den Flammen erhellte Zimmer bildete einen Kreis um sie, wie eine Insel inmitten des dunklen Hauses.

Elizabeth öffnete eine Schublade, nahm eine Kassette heraus und gab sie ihm.

»Der Dolch«, sagte sie lächelnd. »Wenn Sie gehört haben, was ich Ihnen zu sagen habe, werden Sie überzeugt sein, daß es wirklich besser ist, wenn nicht ich ihn verwahre.«

Sie ging zum Feuer, und er öffnete die Kassette, strich über den Bronzedolch. Er wußte, daß er den Tod berührte. Er wußte auch, was ihn jetzt erwartete. Hochaufgerichtet stand Elizabeth vor dem Feuer, und der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, daß sie genauso stolz und unnahbar auf einem brennenden Scheiterhaufen stehen würde.

»Ich habe Ihnen letzte Nacht zuviel erzählt, Dr. Carew, als daß ich den Rest verschweigen könnte. Ich lief nicht nur mit einem ungeliebten Mann davon, weil ich daheim so unglücklich war. So schwach bin ich nicht. Vielleicht sind meine wahren Gründe noch viel unschöner. Es waren keine Hirngespinnste, als ich gestern vom Makel in meinem Blut sprach.«

Er sagte nicht, sie möge nicht von Dingen sprechen, die schmerzhaft für sie seien. Als Mann und Arzt wußte er, daß es besser war, wenn sie sich aussprach. Sie hütete ein dunkles Geheimnis, das schon längst hätte ans Licht gezogen werden müssen.

»Das ist eine fixe Idee von Ihnen und Joseph, nicht wahr?« sagte er trocken. »Ihr bildet euch beide ein, daß ihr Quincys aus einem anderen Stoff gemacht seid als die übrige Menschheit. Aber so etwas ist ungesund. Erzählen Sie mir, wie es dazu gekommen ist. Von Anfang an.« Sie lachte.

»Ich warne Sie. Es wird sich anhören wie die Geschichte einer Verrückten.« Sie machte eine kleine Pause. »Es ist schwer zu sagen, wann es begann. Es liegt schon so weit zurück. Es reicht in früheste Kindheitserinnerungen zurück, wie andere Menschen sie gar nicht haben. Damals war die Insel hier die ganze Welt für mich. Eine Art privates Universum der Quincys. Tante Sarai und die Dienerschaft waren erwachsen, und Joseph und Quincy waren meine einzigen Gefährten. Joseph und ich, wir standen uns sehr nahe. Nicht, daß ich ihn besonders mochte. Aber irgendwie waren wir miteinander verbunden. Das ärgerte Quincy, und er spielte uns immer wieder Streiche. Joseph und ich hatten den Kopf voller alter Geschichten. Wir redeten oft und oft über die Dinge, die der alte Joseph de Quincy getan haben mochte. Die Bibliothek des Hexenhauses enthält viele Werke über Hexenzauber, und wir stürzten uns mit Feuereifer darauf. Joseph ließ sich alle neuen und alten Bücher schicken, die sich mit diesem Thema befaßten und die wir in unserer Bibliothek nicht fanden: Bücher über Satanskulte, fernöstliche Magie, tibetanische Mönche - über alles, was uns nur irgendwie weiterhelfen konnte. Wir waren nun besonders fleißig in den Lateinstunden. Der arme alte Timmons, unser Privatlehrer, war glücklich. Er kannte ja den Grund für unseren Eifer nicht, wußte nicht, daß wir heimlich alte lateinische Schriften übersetzten, die sich mit Schwarzer Magie befaßten. Wir machten die verrücktesten Experimente. Manchmal stahl uns Quincy die Bücher. Er interessierte sich genauso brennend für das Thema wie wir. Aber wir lachten ihn aus, als wir entdeckten, daß er den Teufel anbetete. An solchen Unsinn glaubten wir nicht. Wir waren unentdeckten Naturgesetzen auf der Spur und ganz versessen darauf, Macht zu besitzen.«

Carew verstand nur allzu gut, was in den Köpfen der Kinder vorgegangen sein mochte. Nicht anders als andere Kinder hatten sie sich nach einem Märchenreich gesehnt. Aber Joseph und Elizabeth hatten nicht gewußt, wie gefährlich es war, im Hexenhaus solche Sehnsüchte zu nähren.

»Aber wir hatten keinen echten Erfolg, wenn ich auch nicht weiß, was Joseph später ohne mich geschafft hat. Nur mit Li Wan hatten wir Glück.«

»Mit der chinesischen Ahnfrau Ihrer Cousins?«

»Ja. Teilweise hing es mit der kindlichen Eigenart zusammen, imaginäre Spielgefährten zu erfinden, teilweise mit unserer Lektüre über tibetanische Materialisationen. Ich habe Li Wan ganz deutlich gesehen, an meiner Seite oder hinter mir. Immer wieder habe ich sie gesehen.«

Herausfordernd blickte sie ihn an. Aber er verriet nichts von seiner Überraschung. »Mochten Sie sie?« »Ja. Ihr Bild hat mich immer fasziniert, seit ich ein ganz kleines Mädchen war. Sie sah so schön aus, so hell in diesem dunklen Haus. Und sie tat mir leid, weil sie so schlecht behandelt worden war, weil man ihr ihren kleinen Jungen weggenommen hatte.«

Gaylord Carew sagte stirnrunzelnd: »So würde jeder empfinden. Sie wirkt wie ein lichter Magnet in der dunklen Galerie. Die lebendigen Farben, ihre zu Herzen gehende Schönheit - besonders unter diesem Dach, wo sie Selbstmord begangen hat. Die Ausstrahlung einer solchen Frau kann über ihren Tod hinaus wirken. Und diese Wirkung muß nicht immer angenehm sein.«

»Sie meinen, weil sie in Haß gegen unsere Familie gestorben ist? Ich verstehe. Aber ich hatte keine Angst vor ihr. Ich erweckte sie gemeinsam mit Joseph zum Leben, in dessen Adern ihr Blut fließt.«

»Sie benutzten willentlich die Kraft ihrer Phantasie, um sie lebendig zu machen, wie Betty-Ann unwillentlich die ihre einsetzte, um Tante Sarai zum Leben zu erwecken.«

»Nein, es war mehr als das. Joseph hoffte, daß wir ihren Astralleib zu uns rufen können, eine aus Körper und Seele gemischte Substanz. Er schlug vor, ein Küken zu töten, mit dessen Blut sie sich wirksamer materialisieren könnte. Aber ich liebte Küken. Der Gedanke, so ein wehrloses kleines Tier zu töten, entsetzte mich. Wir stritten uns heftig, und Joseph sagte, er könne nun verstehen, warum der alte Joseph de Quincy seine Frau getötet habe. Sie müsse ihn mit ihrer Engstirnigkeit zutiefst gelangweilt haben. Aber auch ich hatte den alten Joseph in mir. Und ich sagte, er würde gegen seinen Ahnen handeln, wenn er etwas gegen meinen Willen täte.« »Also wurde das Küken nicht getötet?« »Ich fürchte, doch«, gab sie widerstrebend zu. »Joseph sagte, er würde es allein tun, und danach sah ich Blut und Federn. Ich glaube, er hat viele Experimente allein durchgeführt.«

»Und als Sie also Li Wan materialisiert hatten, spielten Sie mit ihr?«

»Natürlich. Nach Josephs Ritual schien sie noch wirklicher zu sein. Einoder zweimal glaubte ich sogar, sie hätte mich berührt - wie ein leiser, feiner Hauch, als ich an ihr vorbeiging.«

»Wie lange haben Sie und Joseph sich mit solchen Experimenten beschäftigt?«

»Bis wir auf die höhere Schule kamen. Danach waren wir nur noch während der Ferien zu Hause. Als ich achtzehn wurde, gingen Joseph und Quincy auf das College, aber ich nicht. Ich war allein. Freundinnen hatte ich nicht, und so war alles, was mein bisheriges Leben ausgemacht hatte, plötzlich ausgelöscht. Tante Sarai erlaubte mir nicht, Besuche zu machen oder

Leute einzuladen. Und so klammerte ich mich nur noch intensiver an Joseph, wenn er daheim war. Wir machten wieder Versuche wie in unseren Kindertagen.«

»War das in dem letzten Sommer, bevor Sie das Hexenhaus verließen?« Carews Stimme klang warm und sanft. »Ich habe mich schon oft gefragt, was das Ende herbeigeführt hat.«

Sie setzte sich und faltete die Hände im Schoß.

»Es war ein langer Sommer. Wenn ich jetzt an ihn zurückdenke, erscheint er mir wie ein Traum, verschwommen und unwahrscheinlich. Sie haben vielleicht schon gehört, Dr. Carew, daß meine Cousins mich beide liebten. Das stimmt auch. In diesem Sommer erklärten sie mir ihre Liebe. Quincy brachte mich damit in Wut, und ich vermied es, mit ihm allein zu sein. Bei Joseph war das anders.« Sie zögerte, wußte nicht, wie sie ihm den Unterschied begreiflich machen sollte. Ich wollte nicht, daß er mich liebte, und doch konnte ich mich nicht dagegen wehren. Ein zitterndes Feuer brannte in mir, und gleichzeitig war mein Herz eiskalt. Er versprach mir den Himmel auf Erden, malte mir aus, was wir alles zusammen unternehmen, kennenlernen, entdecken würden. Und Li Wan schien uns zuzuhören. Sie war zurückgekommen. Es zog mich zu Joseph hin, und gleichzeitig hatte ich Angst vor ihm. Joseph konnte mir Türen zu wundervollen, seltsamen Ländern öffnen. Aber ich hatte das Gefühl, daß es kein Zurück für mich gäbe, wenn ich einmal durch eine solche Tür schreiten würde. Ich würde in ein anderes Wesen verwandelt werden, in ein Wesen, das Teil einer fremden Welt ist. Und diesen Gedanken konnte ich nicht ertragen, wenn ich auch den wilden Wunsch hatte, hinter diese Türen zu blicken.«

Sie machte eine Pause und wartete. Aber Carew sagte nichts. Er blickte sie nur an, und dieser Blick gab ihr die Sicherheit, weiterzusprechen, obwohl ihre weißen Finger nervös über die Armlehne des Stuhls glitten.

»Ich schlief nicht gut in jenem Sommer. Ich lag oft wach und fragte mich, ob ich Josephs Schritte hören würde, wenn sie sich meiner verschlossenen Tür näherten. Ich war starr vor Furcht, doch insgeheim genoß ich dieses Warten. Ich wollte die Schritte hören. Nur ein Teil von mir mußte gegen Joseph kämpfen. Der andere Teil sehnte sich nach ihm. Ich fragte mich, ob ich nicht eine Närrin war. Warum heiratete ich Joseph nicht? Er konnte mir doch alles bieten, was ich erträumte. Ich wußte, daß ich eine Gefangene des Hexenhauses sein würde, wenn ich ihn nicht heiratete. Tante Sarai würde mich nie herauslassen, nie erlauben, daß ich andere Männer kennenlernte, aus Angst, ich würde mich für einen anderen als Joseph oder Quincy entscheiden und damit das Ende der Familie Quincy herbeiführen. Aber wenn ich Joseph heiratete, war ich frei. Wir konnten reisen, wohin wir nur wollten.«

»Sie wären beide frei gewesen - nicht nur Sie allein«, sagte Carew sanft.

Sie sah ihn nicht an und fuhr nervös fort.

»Ich lag eines Nachmittags auf einem Sofa im Wohnzimmer und dachte nach.

Es war sehr heiß und sehr still. Ich döste ein. Es war die Art von Schlaf, in der der Körper sich nicht wirklich entspannt, in der ein Teil des Ich wach bleibt. Als ich erwachte oder zu erwachen glaubte, dämmerte bereits der Abend. Li Wan saß neben mir und sah mich mit ihren dunklen Augen an. Daß ich das nicht seltsam fand, beweist mir heute, daß ich geschlafen haben muß.

Sie sprach mit mir, sanft und freundlich. Sie sprach über die Pflichten einer Frau, deren einzige Freude es sein müsse, Söhne zu gebären, um die Zukunft eines Hauses zu sichern. Und mein Haus war dem Untergang geweiht, durch ihre Schuld. Jetzt wäre der Augenblick gekommen, die Familie Quincy wiederauferstehen zu lassen: durch Joseph und mich. Wir sollten den alten Haß begraben.

Aber sie war doch tot! Wie konnte sie hier neben mir sitzen, mit mir sprechen?

Der Gedanke erschreckte mich so, daß ich mich aufrichtete und erwachte. Im Raum lag wirklich Dämmerlicht, - und Joseph kam herein. »Hallo, Elizabeth«, sagte er. Ich konnte nicht antworten. Meine Kehle war wie zugeschnürt, als ich aufstand und zur Tür ging. Als ich an ihm vorbeiging, lächelte er und sagte: »Da ist jemand. Paß auf, daß du sie nicht streifst.«

Ich blickte auf - und da stand Li Wan. zwischen mir und der Tür. Ich konnte ihre hochgewachsene Gestalt in den rot-goldenen Hosen deutlich sehen, ihre schwarzen Augen, die mich beobachteten, den Jadeschmuck in ihrem Haar.

Ihre Hand sank auf meinen Arm. Sie war kalt und leicht wie ein Nebel wenn man Nebel überhaupt fühlen kann. Mir wurde übel, und fast hätte ich das Bewußtsein verloren. Aber ich öffnete die Tür, rannte die Treppe hinauf, und als ich mich umseh, stand Joseph mit ausdruckslosem Gesicht in der Tür allein.« Sie schwieg. Ihre Lippen waren weiß geworden, und Schweißperlen glänzten auf ihrer Stirn. Ihre Augen starteten ins Leere. Er beugte sich vor, legte seine Hände auf die ihren. Seine Hände waren warm, menschlich warm und stark, und sein Blick durchbrach die schreckliche Vision ihrer Erinnerung, rief sie in die Gegenwart zurück. Ihre Wangen nahmen wieder Farbe an, und sie lächelte schwach.

»War das das Ende?« fragte Carew. »Nicht direkt.« Sie hatte ihre Fassung wiedergewonnen. Das Ende kam zehn Tage später, als Joseph und Quincy miteinander kämpften.« »Sie kämpften?«

»Man kann es als Kampf bezeichnen - obwohl sie sich nicht berührten. Ich sah es.« Sie zuckte mit den Schultern und lächelte verzerrt. »Ich hatte den Nachmittag in einer Höhle unterhalb der Klippen verbracht, mit Joseph. Ich hatte mich aus dem Haus geschlichen, um ihn zu treffen. Er hatte mir versprochen, mich nicht mit Liebeserklärungen zu überfallen, und er hielt sein Wort. Es war kühl in der Höhle. Wir waren glücklich, wir waren wieder Freunde wie in unserer Kindheit. Und wir standen uns näher als in den letzten Monaten, weil wir nicht gegeneinander kämpften. Ich fürchtete mich nicht mehr und freute mich, weil wir uns wieder verstanden. Er war der einzige Mensch, zu dem ich jemals rückhaltlos hatte sprechen können, der einzige Freund, den ich je besaß.

Abends gingen wir nach Hause. Quincy wartete auf uns. Ich sah, daß er halb wahnsinnig vor Eifersucht war. Ich machte mich auf eine Szene gefaßt - aber nicht auf die, die dann geschah. Joseph stand unter einem der Porträts, und plötzlich fiel das Bild von der Wand. Ich weiß nicht, wie es ihm gelang, noch rechtzeitig zur Seite zu springen. Er war schnell wie der Blitz, und das Bild schlug krachend auf dem Boden auf. Es hätte ihn getötet, wenn es ihn getroffen hätte. Ich schrie auf. Aber Joseph sagte nur lächelnd: »Du willst es also darauf ankommen lassen, Bruder?«

Und dann sprang das Bild, das neben Quincy hing, vom Haken - ich sah es traf Quincy und schlug ihn zu Boden. Sofort sprang er wieder auf, das Gesicht wütend verzerrt, aber er gab keinen Laut von sich. Er preßte die Lippen zusammen, und sein Blick wirkte starr und angespannt, als ob er sich auf irgend etwas konzentrierte. Und plötzlich sprang ein Stuhl Joseph von hinten an, und Joseph ging in die Knie.

»Geh raus, Elizabeth!« rief er. »Der Narr wird dich noch verletzen!«

Im nächsten Augenblick wirbelte eine Vase durch die Luft und traf Quincy an der Schläfe. Sie schlug ihn nicht zu Boden, aber er schwankte. Das gab Joseph genug Zeit, aufzustehen.

Und so ging es weiter. Alle harten Gegenstände, die sich im Raum befanden, schleuderten sie los, ohne einen einzigen zu berühren. Es war eine monströse, eine mörderische Schlacht. Wie eine Kanonenkugel flog die Uhr durch die Luft, geradewegs auf Josephs Kopf zu, und dann schien eine unsichtbare Macht sie aufzuhalten. Einen Augenblick lang hing sie zitternd in der Luft, dann wandte sie sich um und schoß wie ein Blitz auf Quincy zu. Er konnte ihr knapp ausweichen.«

»Sie haben den Raum nicht verlassen?« »Ich war nur weiter an die Tür zurückgegangen. Ich hatte Angst und wollte Joseph nicht allein lassen. Ich ängstigte mich zu Tode, und mir war ganz übel vor Entsetzen - und doch war ich auf seltsame Art erregt - angenehm erregt. Sie hatten gelernt, sich die Kräfte der Poltergeister, die uns in den Kindertagen gequält hatten, zu eigen zu machen. Und sie benützten diese Kräfte, nun und kämpften um mich.

Joseph siegte. Es fiel Quincy schwerer als ihm, die Dinge in Bewegung zu setzen. Bald zitterte er am ganzen Körper, und Schweiß rann in Strömen über sein Gesicht. Er schwankte - und dann traf ihn eine Vase und warf ihn endgültig zu Boden.

Joseph sah ihn an und vergewisserte sich, daß er nicht tot war - das wäre entsetzlich gewesen. Und dann stieg er lachend über ihn hinweg und kam auf mich zu.

Da passierte etwas Merkwürdiges. Ein Blitz durchfuhr mich, kalt wie Eis. Ich schlug ihm die Tür vor der Nase zu und sperrte ihn ein. Wieder hörte ich ihn lachen.

»Warum läufst du davon, Elizabeth? Du verschwendest nur deine Zeit. Du gehörst mir, du entkommst mir nicht. Jetzt wirst du dich nicht mehr gegen mich wehren.«

Das war das Schlimmste. Ich wußte es, als ich zum Strand lief. Ich würde mich nicht mehr gegen ihn wehren, er würde mit mir tun können, was er wollte - und was auch ich wollte. Ich sehnte mich nach ihm, während ich davonrannte. Mein Körper war ein einziges Feuer - bis auf jenen kalten Blitz, der noch in mir war, der aber nicht zu mir gehörte. Da fiel mir ein, wie Hugh Stone mich angesehen hatte. Mit dem Feuer in mir verstand ich plötzlich, was er für mich empfand und was ich damit anfangen konnte. Er war für mich der einzige Ausweg. Ich hatte kein Geld, um Harpersville zu verlassen, und wenn ich es hätte - Joseph würde mir folgen. Nur Hugh konnte mich fortbringen. Und er konnte nur mein Äußeres besitzen, nicht mein Inneres - wie Joseph ...« Sie brach ab und lachte rau auf. Auch Carew schwieg. Er sah die Szene vor sich, die sie geschildert hatte. Zwei junge Halbverrückte kämpften um die Gunst einer Hexe, mit den unheimlichen Mitteln ihrer Schwarzen Magie, und alles strebte einem unabwendbaren Schicksal zu - aber in der jungen Hexe wirkten nicht nur primitive Leidenschaften und unheilige Gier. Da gab es noch etwas anderes, und das hieß Elizabeth.

Und dieser andere Teil ihres Ich hatte sie gerettet. Ihre Individualität, die sie davor bewahrte, ein blindes Werkzeug des Hexenhauses zu werden.

Carew stand auf und blickte ihr in die Augen.

»Sie verfolgten eine bestimmte Absicht, als Sie mir das erzählten, Elizabeth. Welche? Wir können es uns nicht leisten, Geheimnisse voreinander zu haben. Lieben Sie - wenn das das richtige Wort ist - Ihren Cousin immer noch?«

Sie erhob sich ebenfalls und begegnete ruhig seinem Blick.

»Nein. Ich habe nie einen Menschen geliebt, außer Betty-Ann. Und ich versuche auch nicht, Ihre Liebe zu gewinnen. Diesen Trick wende ich kein zweites Mal an. Nicht einmal für Betty-Ann.«

Das Feuer glühte. Bleiche Nebel verdichteten sich vor den Fensterscheiben. Elizabeth setzte sich wieder. »Ich mußte Sie warnen. Für mich birgt das Hexenhaus nur noch Furcht und Schrecken. Alles andere habe ich überwunden, wie ein Fieber, das einen nur einmal befällt. Ich bin sicher vor mir selbst. Aber andere sind in diesem Haus nicht sicher. Wenn sich jemand in die Geschehnisse des Hexenhauses verwickeln läßt, muß er einen Preis dafür bezahlen.«

Sie sah ihn an, und ein unsichtbares Band schien ihn an sie zu binden, ein Band, das ihre Seele von der kalten Einsamkeit befreite.

Er ging zu ihr. Das Feuer umhüllte sie beide mit tanzenden Schatten.

Und dann hielt ihn plötzlich etwas zurück, etwas Kaltes, das sich wie Stahl in seine Brust bohrte. Die Dunkelheit, die sich um das Hexenhaus senkte, schien in den Raum zu dringen, das warme Licht zu löschen ...

»Da stimmt etwas nicht, Elizabeth«, sagte er mit gepreßter Stimme. »Kommen Sie!«



Der Film, den sich Betty-Ann und Julia ansehen wollten, begann um fünf Uhr. Aber als sie ihren Rundgang durch den Ort beendet und ihre Einkäufe getätigt hatten, senkte sich dunkler Nebel über Harpersville. Graue Wolken bedeckten das Meer.

Julia blickte mit gerunzelter Stirn in den Himmel.

»Ich glaube, wir kehren besser heim. Es hat mir noch nie Spaß gemacht, im Nebel Boot zu fahren. Und wenn die Vorstellung aus ist, wird es dunkel sein. Wir können dann die Hand nicht mehr vor Augen sehen.«

Betty-Ann war enttäuscht. Sie hätte den Film gern gesehen, aber andererseits fürchtete auch sie sich vor dem Nebel. Das Meer war nicht mehr zu sehen, auch nicht die Insel. Es war, als sei der Himmel in die grauen Wasser getaucht.

Und es würde auch viel schöner sein, morgen mit Mutter und Gay ins Kino zu gehen, und draußen vor dem Cafe würden die Leute durch die erleuchteten Straßen gehen. Die Szene würde sie ein wenig an Boston erinnern, wo die Abende nicht so dunkel und trostlos waren. Sie hatte sich oft nach diesen Abenden in der großen Stadt gesehnt, nach den hellen Schaufenstern, den Autos, den geschäftigen Menschen. Die Abende in der Stadt waren so anders als die schwarze Schweigsamkeit der Insel, die von unheimlich kriechenden Dingen erfüllt schien.

Betty-Ann konnte es gar nicht abwarten, ihrer Mutter und Gay ihre Pläne für morgen mitzuteilen, als Julia sie durch den dichten Nebel heim zum Hexenhaus brachte. Sie öffneten die Tür des Wohnzimmers im Ostflügel. Es war leer. Stimmengemurmel klang aus dem kleinen Nebenraum. Betty-Ann ging darauf zu, aber Julia hielt sie zurück.

»Deine Mutter und der Doktor haben sicher etwas zu besprechen. Du darfst sie jetzt nicht stören. Setz dich hin und lies ein wenig.«



Sie ließ Betty-Ann allein. Das Kind zog seinen Mantel aus und hing ihn auf einen Haken. Hoffentlich hatten Mami und Gay ihr Gespräch bald beendet, damit sie mit ihnen über morgen reden konnte.

Sie holte sich ein Buch aus dem Regal und setzte sich. Aber sie hatte keine Lust zu lesen. Das Bild der kleinen weißen Katze tauchte immer wieder vor ihr auf, immer klarer, immer wirklicher. Und wenn die Katze wirklich in den dunklen, verlassen Gängen umherwanderte? Mußte sie sich nicht fürchten?

Vielleicht kam sie zu Betty-Ann, wenn sie das Licht sah. Sie öffnete die Tür und rief leise: »Kitty, Kitty!« nur mit leiser, lockender Stimme. Das Tier erhob sich und zog sich etwas zurück. Dann blieb es erneut stehen und zeigte die kleinen spitzen Zähne, schien zu miauen, aber kein Laut war zu hören.

Betty-Ann folgte ihr langsam um eine Biegung des Korridors, dann ein Stück weiter. In diesem Teil des Hauses war sie noch nicht oft gewesen. Ein endloses Labyrinth unbenutzter Räume dehnte sich vor ihr aus. Es wurde immer dunkler, und sie wußte nicht, wo sich die Lichtschalter befanden. Sie rief nach der Katze, aber das Tier rannte immer weiter. Nur manchmal hielt es kurz an, um sich aus großen grünen Augen nach ihr umzusehen und dann sofort wieder weiterzuspringen. Manchmal entblökte es die Zähne zu einem tonlosen Miau. Auch Betty-Anns tote Katze hatte das getan.

Wollte das kleine Tier sie irgendwohin führen?

»Was willst du, Kitty?« fragte Betty-Ann leise. »Bist du hungrig? Fürchtest du dich vor mir? Ich will dir doch nichts tun.«

Wieder blieb die Katze stehen, sah sie an und miaute tonlos. Aber als Betty-Ann ihr zu nahe kam, rannte sie blitzschnell weiter. Unbehaglich folgte ihr Betty-Ann durch den gewundenen Korridor. Der Nebel war jetzt schon ins Innere des Hauses gedrungen, und manchmal konnte sie das Kätzchen nur verschwommen sehen.

Endlich kam das Ende des Korridors in Sicht. Die Katze sprang plötzlich vor und verschwand wie ein Blitz in einer offenen Tür. Betty-Ann folgte ihr und blickte sich überrascht um. Das Tier war nicht mehr zu sehen. Nur regloses Schweigen umgab sie. Sie war allein.

Wohin war die Katze gelaufen? Es gab keine andere Tür, und im Dämmerlicht müßte sie das weiße Fell glänzen sehen. Schwarze Schatten lagen in den Ecken des Raumes. Zum erstenmal überlegte sie, wo sie war. Sie war der Katze nachgerannt, und niemand konnte jetzt ihre Schreie hören, wenn ihr Gefahr drohte.

Sie drehte sich um. Dunkel und wartend lag der Korridor da, von Nebelschleiern erfüllt. Es war kein angenehmer Gedanke, durch den gewundenen Gang zurückzulaufen, ganz allein, vorbei an den vielen geschlossenen Türen. Und wenn sich eine öffnete?

Ihr Herz klopfte so stark, daß sie kaum nachdenken konnte. Was sollte sie tun? Sie mußte umkehren. Hier konnte sie nicht bleiben. Aber allein zurück durch den schwarzen Korridor?

»Ich bin dumm«, sagte sie laut. »Ich bin doch kein kleines Kind mehr. Mutter war so zufrieden mit mir in letzter Zeit, und Gay...«

Sie wußte nicht, was sie plötzlich veranlaßte, den Kopf zu wenden.

Tante Sarai stand hinter ihr. Der große Amethyst glitzerte an ihrer ausgestreckten Hand, und genauso glitzerten die Augen in dem gelben faltigen Gesicht.

Als Gaylord Carew das Wohnzimmer betrat, sagte ihm die brennende Lampe, daß vor kurzem jemand hiergewesen sein mußte.

Elizabeth starrte durch das Fenster. »Nebel! Und Betty-Ann ist unterwegs!«

Carew öffnete die Schranktür und sah Betty-Anns Mantel

»Nein«, sagte er. »Sie ist nicht draußen im Nebel. Ich wollte, sie wäre es.«

»Sie meinen...« Die Worte erstickten ihr im Hals. Er rannte an ihr vorbei zur Tür, die zum Korridor führte, und riß sie auf.

»Betty-Ann! Betty-Ann!« Aber nur schwarzes Schweigen antwortete ihm.

»Bleiben Sie hier und lassen Sie Julia kommen!« rief er über die Schulter. »Fragen Sie sie, wann sie mit Betty-Ann zurückgekommen ist.« Dann war er im dunklen Korridor verschwunden.

Aber sie gehorchte nicht. Sie folgte ihm, als er den Gang entlanglief und immer wieder den Namen ihres Kindes rief. Er folgte nicht dem Korridor, der zu den Haupträumen führte, sondern bog in den Seitengang, der zu den alten, unbenutzten Zimmern führte. Hier konnte viel eher etwas passieren.

Und dann hörte sie einen Schrei Schrii, angsterfüllt drang er durch das Dunkel, von einem Entsetzen getragen, das schlimmer als Todesfurcht sein mußte.

»Betty-Ann! Betty-Ann!« rief Carew und rannte noch schneller, dem Schrei entgegen.

Ein zweiter Schrei antwortete, und dann das Geräusch kleiner fliehender Füße. Als sie um eine Biegung des Korridors lief, stieß das Mädchen mit Carew zusammen. Ihr verzerrtes Gesichtchen war schneeweiß. Carew umarmte sie, aber die schreckgeweiteten Augen sahen durch ihn hindurch.

Erst später, als Betty-Ann auf dem Sofa im Wohnzimmer in den Armen ihrer Mutter lag, kehrte sie langsam in die Wirklichkeit zurück. Doch sie war zu erschöpft, um zu sprechen.

»Schlaf«, sagte Carew und legte die Hand über ihre Augen. Als sie in Hypnose lag, erzählte sie ihm, was geschehen war. Und dann versenkte er sie in noch tieferen Schlummer.

Um acht Uhr abends erwachte sie und lag bleich und zitternd in ihrem Bett. Gierig starrte sie die hellen Lampen an.

»Ihr laßt sie die ganze Nacht brennen, ja?«

Elizabeth und Carew wechselten über ihren Kopf hinweg einen besorgten Blick, und der Arzt schüttelte den Kopf.

»Nein, mein Liebling«, sagte Elizabeth. »Wenn Licht brennt, kannst du ja nicht schlafen. Du hast nur wieder einen Traum gehabt - wie damals, als du von dem Hasen träumtest. Wenn du wirklich Tante Sarai begegnet wärest, dann hätte sie dich ja gefangen.« Betty-Anns Mundwinkel bebten. »Aber ich habe nicht geschlafen! Ich war wach! Und sie wollte mich auch gar nicht fangen. Diesmal wollte sie mich nur erschrecken. Erst wenn sie bereit ist...« Ihre Stimme brach ab, und ein Schauer lief über ihren Rücken. Carew bedeutete Elizabeth, die Lampen zu löschen, wenn das Kind eingeschlafen sei, und ging auf sein Zimmer. Aber um elf Uhr wurde er zu einer verzweifelt schluchzenden Betty-Ann und einer totenbleichen Elizabeth gerufen. Ein fremder Wille beherrschte Betty-Ann, und sie konnte keinen Schlaf mehr finden. Elizabeth hatte die Lampen gelöscht, aber bald darauf war Betty-Ann erwacht und hatte in den Umrissen von Elizabeths Gestalt im langen Hausmantel

Tante Sarai gesehen. Die Stimme ihrer Mutter und die eingeschalteten Lampen konnten sie nicht beruhigen. Bitterlich weinend vergrub sie das Gesicht in den Kissen.

»Ich kann nicht schlafen! Ich will nicht mehr einschlafen! Ich will nie mehr schlafen! Nicht, wenn ihr immer die Lichter ausmacht, sobald ich eingeschlafen bin. Wollt ihr, daß sie mich holen kommt?« Ihr ganzer Körper wurde von krampfhaftem Schluchzen geschüttelt.

»Nein, das wollen wir nicht«, sagte Carew besänftigend. »Und sie wird auch nicht kommen.«

Elizabeth hob in einer hoffnungslosen Geste die Hände.

»Sie kann nicht einschlafen in diesem grellen Licht. Und wenn ich nur die Stehlampe brennen lasse, ist es ihr nicht hell genug.«

»Dann kann das Dunkel hereinkriechen. Ein Licht ist zuwenig!« jammerte Betty-Ann mit klappernden Zähnen.

»Legen Sie sich in meinem Zimmer hin, Elizabeth«, sagte Carew. »Ich bleibe hier bei ihr. Ich glaube, das wird das Beste sein.« In französischer Sprache fügte er hinzu: »Vertrauen Sie mir, und sagen Sie niemandem, daß wir heute nacht die Zimmer getauscht haben. Hier scheinen die Wände Ohren zu haben.«

Sie blickte ihn lange an. Dann nickte sie, packte ihre Kleider und ihr Bettzeug zusammen und verließ das Zimmer.

»Was haben Sie da gesagt?« fragte Betty-Ann nervös. »Ich konnte es nicht verstehen. Wollen Sie wieder die Lampen ausmachen?«

»Sicher, Betty-Ann. Aber ich werde nicht damit warten, bis du eingeschlafen bist.«

Sie schrie auf, als er die Deckenleuchte ausknipste. Dann klang seine Stimme ruhig durch die Finsternis.

»Niemand wird dir etwas tun, Betty-Ann. Ich bin bei dir.«

Noch immer schreiend, trommelte sie mit den Fäusten gegen seine Brust, als er sich auf das Bett neben sie legte und sie in die Arme nahm. Er strich ihr über das Haar und die heiße Stirn und wiederholte immer wieder sanft seinen Befehl, einzuschlafen, bis sie sich schließlich beruhigte. Bald erkannte er an ihren regelmäßigen Atemzügen, daß sie fest schlief.

Er spürte die Gegenwart des unsichtbaren Zuschauers. Der Raum lag jetzt völlig im Dunkeln. Nur am Fenster sah er den schwachen silbrigen Schein des Mondes. Und als sich seine Augen langsam an das Dunkel gewöhnt hatten, war es ihm, als sehe er zwischen den Fenstern und dem Bett etwas noch Dunkleres, die Silhouette einer Frau im langen Kleid. Er kannte die Gestalt, die Falten des Rockes. Er hatte sie auf Tante Sarais Porträt im Salon gesehen. Jedes Detail schien sich allmählich aus der Finsternis herauszukristallisieren.

Als die Gestalt immer deutlicher wurde, bewegte sich Betty-Ann unruhig. Er legte die Hand auf ihre Stirn sprach hypnotische Befehle, schickte sie in tieferen Schlaf. Dann gab er sich selbst den Befehl zum Einschlafen und gleichzeitig zum Erwachen, wenn Gefahr drohte.

Eine Dreiviertelstunde später erwachte er. Die Gestalt war näher an das Bett herangetreten, und Betty-Ann streckte stöhnend die Hände nach ihr aus. Wieder beruhigte er sie, sandte sie in neuen Tiefschlaf.

Das wiederholte sich noch mehrmals während der Nacht. Für jeden anderen Menschen wäre es eine Qual gewesen, gegen diese ungreifbare Macht zu kämpfen, für jeden anderen Menschen, der es nicht gelernt hatte, auf Befehl einzuschlafen und aufzuwachen. Aber es gelang Carew, genug Ruhe und Schlaf zu finden und trotzdem Betty-Ann zu schützen.

Am Morgen lag Betty-Ann heil und unverletzt in seinen Armen. Gay hatte recht gehabt. Tante Sarai war nicht gekommen. Gaylord Carew fragte sich, ob die geisterhafte Gestalt drei oder vier Nächte später, wenn der Vollmond ins Zimmer schien, noch menschenähnlicher wirken würde. Und er fragte sich auch, warum der Bronzedolch, mit dem Hugh Stone sich erstochen hatte, verschwunden war. Er hatte ihn auf dem kleinen Tisch im Nebenzimmer liegen gelassen, als er Betty-Ann auf dem dunklen Korridor suchte.



Am nächsten Abend besuchte Quincy Lee seine Kusine. Es war eine Stunde vor dem Abendessen, und Carew war mit Betty-Ann noch draußen am Strand. Er klopfte an die Wohnzimmertür und fragte, ob sie sich gerade umziehe. Sie verneinte diese Frage, öffnete die Tür, ließ ihn aber nicht eintreten.

»Ich muß dringend mit dir sprechen, Elizabeth. Über Dinge, die du wissen solltest.« Sie hob die Brauen. »Über Betty-Ann?« »Nein. Ich will dich nicht mit neuen Hypothesen über ihren Zustand belästigen. Das habe ich ja bereits zur Genüge getan, und ich hoffe, du hast mir das inzwischen verziehen.«

»Komm herein.« Sie trat beiseite und setzte sich. Sie nahm sich vor, auf der Hut zu sein. Wenn Quincy so freundlich war und sich sogar entschuldigte, durfte man ihm nicht trauen. Das hatte sie bereits auf schmerzhaft Weise erfahren, als sie jünger war als jetzt Betty-Ann.

Er setzte sich ihr gegenüber und wartete, daß sie ihn nach dem Grund seines Besuchs fragte. Aber sie schwieg, bis er die Geduld verlor und zu sprechen begann.

»Du wirst das nicht gern hören, Elizabeth. Du hast mir nie gern zugehört. Aber diesmal wäre es angebracht, meinen Rat zu befolgen. Wenn dir etwas an diesem Doktor liegt, dann schick ihn weg.« »Warum?« fragte sie kühl. »Weil er hier nicht sicher ist. Du willst doch nicht, daß mit ihm das gleiche passiert wie mit Hugh Stone?« Seine Worte trafen sie wie Fausthiebe, und sie wurde blaß. Aber ihre Stimme klang, ruhig und fest. »Warum ist er hier nicht sicher?« Quincy schien nach Worten zu suchen. »Er paßt nicht hierher. Er scheint, überhaupt nichts zu tun, aber er bringt nur Unruhe ins Haus. Sicher, er ist ganz ruhig. Aber es gibt auch eine Ruhe, die wie Feuer brennen kann. Es wird schlimm ausgehen - auch wenn du ihn nur Betty-Anns wegen hierbehalten willst.«

Giftige Strahlen schienen von ihm auszugehen, wie unsichtbare Flammen, die die Luft verpesteten. Sie erinnerte sich, daß sie die gleichen Flammen in seiner Nähe gespürt hatte, als er an jenem weit zurückliegenden Abend mit Joseph um sie gekämpft hatte. Sie versuchte, ihr Bewußtsein gegen diese giftige Hitze zu verschließen und sagte verächtlich: »Ich verstehe. Du fürchtest für das Erbe. Und du glaubst, daß Dr. Carew mir zu sympathisch ist. Willst du ihn deshalb aus dem Haus haben?«

»Nein. Ich bin ein verheirateter Mann.« Quincy grinste. »Ich habe eine Frau, auch wenn du mir besser gefällst. Aber Joseph kann seine Liebe zu dir nicht vergessen. Und er ist unverheiratet.« »Was meinst du damit?« »Daß es ungesund ist,

dein Mann zu sein, Elizabeth. Oder dein Liebhaber. Einmal konntest du das Schicksal betrügen, aber ein zweites Mal wird es dir nicht gelingen. Das wird Joseph nicht zulassen. Sonst hätte der Doktor Li Wans Dolch behalten dürfen.« »Li Wans Dolch . . .« »Ja. Der Dolch, mit dem Hugh Stone sich getötet hat, ist derselbe, mit dem auch Li Wan sich erstochen hat. Heute morgen kam Carew in mein Zimmer und fragte mich, ob ich den Dolch gesehen hätte. Und er riet mir, ihn nicht zu behalten, wenn ich ihn fände. Es sei zu gefährlich, ihn bei sich zu haben.« Er lächelte tückisch. »Vielleicht glaubte er, ich würde ihn benutzen.«

Sie starrte ihn an, und plötzlich war ihr so kalt, daß sie glaubte, ihr Blut müsse erstarren.  
»Wenn der Dolch gefunden wird, gehört er natürlich dir und Joseph«? sagte sie. »Ich habe kein Anrecht darauf. Ich wußte gar nicht, daß er verschwunden ist.«

»Ich warne dich noch einmal, Elizabeth. Der Doktor wird verschwinden müssen - auf die eine oder die andere Weise.«  
Er blickte ihr offen in die Augen. Aber sie war gegen diesen Blick gefeit. Sie war nicht Zoia. Und doch war sie verwirrt. Seine Stimme gesellte sich zu den vielen Stimmen, die sie Tag und Nacht verfolgten. Du bringst jedem Mann, der dich liebt, Gefahr. Denk an Hugh! Denk an Hugh!

»Du sagst das nicht mir oder Dr. Carew zuliebe, Quincy. Vielleicht sagst du es, weil du selbst Dr. Carew etwas antun und es dann auf Joseph schieben willst. Oder du willst mir Angst einjagen, damit ich Carew fortschicke.«

Er starrte sie an, und die giftigen Strahlen, die er aussandte, trafen sie wie Blitze.

»Das ist also der Dank, Elizabeth. Nun, ich habe nichts anderes erwartet. Du hast mich ja nie gemocht. Aber wenn Carew bleibt, wird es dich und ihn treffen. Es ist Mord, ihn hierzubehalten.«

Am Abend, als Carew zu seinem Platz im Eßzimmer ging, fiel der große Lüster von der Decke. Um den Bruchteil einer Sekunde wurde der Arzt gerettet. Die schwere Lampe streifte seine Schulter nur leicht und zerbrach dann auf dem Teppich in tausend Stücke. Betty-Ann und Zoia schrien auf, aber Elizabeth starrte Carew nur bleich und stumm an. Sie konnten keine Ursache für den Zwischenfall entdecken, und sie bemühten sich auch nicht, so zu tun, als ob sie an einen Zufall glaubten. Joseph untersuchte die Kristallsplitter, die in allen Farben gleißten und funkelten, richtete sich auf und zuckte lachend mit den Schultern.

»Das Haus ist wieder aktiv. Sie haben Glück gehabt, Carew.« Er warf seinem Bruder einen versteckten Blick zu. Betty-Ann brach in Tränen aus. »Jetzt will es Sie haben, Gay! Tante Sarai ist böse, weil Sie nicht zulassen, daß sie mich holt!«

Er lachte und stieß beiläufig ein paar Kristallsplitter mit dem Fuß von sich, als er auf sie zuing. Mit dieser Bewegung wollte er den Zwischenfall vor Betty-Anns Augen ins Lächerliche ziehen. Er legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte sanft: »Das war doch nur ein Zufall, Betty-Ann. Es wäre auch ein recht plumper Anschlag gewesen. Und wie du siehst, bin ich noch quicklebendig.«

Schluchzend klammerte sie sich an ihn.

»Ich habe Sie so lieb. Ich könnte es nicht ertragen, wenn Ihnen etwas zustößt. Sie sollten fortgehen. Aber dann werden Sie mich holen - und wenn Sie bleiben, werden sie Sie töten, damit sie mich holen können.«

Als er sie auf die Arme hob, sah er das kalte Lächeln auf Josephs Gesicht, spürte die dumpfe Verwirrung Quincys.

Später, als Betty schlief, saß ihm Elizabeth in ihrem Wohnzimmer gegenüber.

»Es tut mir leid, Dr. Carew, aber ich muß Sie bitten, uns zu verlassen. Morgen schon. Es hat keinen Sinn, wenn Sie noch länger bleiben.« »Nein«, erwiderte er ernst. »Wenn ich vom Schauplatz verschwinde, wird sich Betty-Anns Glaube an Tante Sarais Allmacht nur noch festigen. Sie wissen, zu welchem Ende das führt.«

Ihre erzwungene Ruhe brach zusammen. Sie schlang verzweifelt die Finger ineinander, und ihre Lippen zitterten.

»Leider weiß ich das nur zu gut. Aber ich habe kein Recht, von Ihnen zu verlangen, daß Sie für Betty-Ann sterben.«

»Aber Sie können auch nicht von mir verlangen, daß ich sie sterben lasse. Ich bin Arzt. Es ist meine Pflicht, bei dem Kind zu bleiben. Und in diesem Haus gibt es schlimmere Dinge als den Tod.«

»Man wird sie nicht holen. Vorher töte ich uns beide.«

Sie sprach ernst und ohne Dramatik. Das war es, was in ihrem tiefsten Innern immer gelauert hatte. Er hatte es zum erstenmal gespürt, als er ihr in jener Nacht vor Betty-Anns Fenster begegnet war. Jetzt wußte er, wie sie das Hexenhaus endgültig besiegen konnte und wollte.



Zwei Tage, zwei Nächte. Nächte, in denen Carew neben Betty-Ann wachte und schlief, in denen die dunkle Gestalt in den Schatten wartete. In der zweiten Nacht glaubte er ein Auge unter der schwarzen Stirn glimmen zu sehen. Bald, wenn der Vollmond ins Zimmer drang, würde er das Gesicht sehen.

Am dritten Tag schien warm die Frühlingssonne, und Elizabeth erfüllte Betty-Ann einen langgehegten Wunsch. Sie breiteten Decken am Strand aus und veranstalteten ein Picknick. Ein trügerischer Friede lag über der Insel. Am Nachmittag vergoldete die Sonne noch immer die Felsen, und sie saßen am Strand und genossen die Wärme. Als die Schatten sich dehnten, kamen Quincy und Zoia lautlos hinter den Klippen hervor.

»Hallo!« grüßte Quincy. »Ihr seid noch immer da? Nun, einen so schönen Tag muß man ja auch ausnutzen.« Er lächelte, aber es umgab ihn wieder jener giftige Strahlenkreis, der die helle Luft zu verdunkeln schien. Sie rückten zur Seite, und Quincy und Zoia nahmen auf dem Rand der Decken Platz. Eine Plauderei bahnte sich an, und nach einer Weile stand Zoia auf und ging auf die Brandung zu. Carew folgte ihr. Er hatte gespürt, daß die Russin ihm eine stumme Bitte signalisierte. Zoia lachte nervös, und während sie sprach, warf sie immer wieder unsichere Blicke auf das Paar, das auf den Decken zurückgeblieben war.

»In letzter Zeit geht es mir gar nicht gut, Doktor. Vielleicht können Sie mir helfen.«

Er sah, daß sie nicht übertrieb. Ihr Gesicht war fahl und hager unter dem Make-up und von Linien durchzogen, die er bei seiner Ankunft noch nicht gesehen hatte. Er blickte in ihre dunkel umrandeten Augen.

»Können Sie nicht schlafen?« Sie erschauerte.

»Nein. Ich will auch gar nicht mehr schlafen. Ich schlafe viel zuviel. Es ist so kalt dort, wohin Quincy mich in meinem Schlaf schickt. Tief ins Haus, viel tiefer, als man es sehen kann. Es ist, als sei das Haus ein Gesicht. Aber wenn man ein Gesicht sieht, so kann man die Gedanken hinter seiner Stirn nicht erkennen. Und es ist so seltsam, dieses Haus im Haus...«

»Würde Ihr Gatte es billigen, daß Sie mir das alles erzählen?« fragte er ruhig. »Er ist ganz in der Nähe.«

Sie lachte schrill auf und packte seinen Arm, als fürchte sie, er könne weglaufen. Haßerfüllt zeigte sie die Zähne, als sie zu Quincy hinüberstarrte.

»Er hört uns nicht. Nicht, wenn er mit ihr spricht. Er ist eifersüchtig, weil Sie so viel mit ihr beisammen sind. Und eines Tages wird er sich auch an Ihnen rächen. Aber auf mich ist er nicht eifersüchtig.« Carew fühlte plötzlich Mitleid. »Schickt er Sie oft in einen solchen Schlaf?« fragte er sanft.

»Sehr oft. Bevor wir heirateten, sagte er mir, ich sei sein Kristall, und ich war glücklich und stolz, daß ich ihm helfen konnte, seine Visionen zu materialisieren. Aber es bereitet mir immer Schmerzen. Und jetzt versetzt er mich immer häufiger in Schlaf. Er hat Angst, seit Sie hier sind, Angst, daß Elizabeth sich in Sie verlieben könnte. Und ich soll ihm helfen - ich, die ich will, daß er mich liebt und nicht sie. Es macht ihm nichts aus, wenn ich dabei umkomme. Er schickt mich immer weiter fort. Und wenn ich erwache, ist mir so eisig kalt, daß ich glaube, ich könnte mich nie mehr erwärmen. Und ich friere auch immer...«

Er spürte, wie ihre Finger auf seinem Arm zitterten.

»Wie ist es? Ich meine, wie ist das, was Sie das Haus im Haus nennen?«

»Seltsam«, sagte sie mit glasigen Augen. »Es sind seltsame Formen und Schemen, die sich immer wieder verändern. Die Räume sind ganz anders als die, die wir kennen: größer und dunkler. Die Schatten sind voll merkwürdiger Wesen. Und die Leute aus der Ahnengalerie wandern umher.«

Sie waren in der Nähe der Klippen angekommen, und die Wellen brachen sich an den Felsen.

»Was will Ihr Mann damit gewinnen?« fragte er.

Vorsichtig drehte sie sich nach Quincy um und sah, daß er aufstand.

»Er will herausfinden, was hier in diesem Haus lebt«, flüsterte sie. »Was es ist, das auf einer anderen Ebene lebt. Und er will auf diese Ebene zurückkehren, zurück in die Erinnerungen des Hexenhauses. Ich habe Li Wan gesehen, wie sie sich die Pulsadern öffnete und mit ihrem Blut Symbole auf die Hauswände malte, bevor sie starb. Und ich mußte noch tiefer in die Vergangenheit vordringen und Joseph de Quincy und seine Frau beobachten. Ich mußte Quincy erzählen, was sein Vorfahr tat, denn er will dessen Macht erlangen. Oder zu denen vordringen, von denen er diese Macht erlernen kann... Er kommt uns nach! Gehen wir weiter!«

Sie zerrte an Carews Arm, aber er folgte ihr nicht. Sie ließ ihn los, tauchte tiefer in die Schatten der Klippen hinein und lachte nervös auf. »Kommen Sie Dr. Carew.« Aber er blieb stehen. »Ich bleibe lieber in der Sonne, Mrs. Lee. Sie werden sich erkälten.«

Quincy kam auf ihn zu. Er hatte die Sonne im Rücken, und Carew sah nur die Augen in dem dunklen Gesicht funkeln.

Auch Elizabeth war aufgestanden. Sie schien zu zögern, ob sie Quincy folgen sollte oder nicht, aber dann ging sie ihm langsam nach.

Zoia blickte zur Spitze der Klippen hinauf und schrie plötzlich auf. »Nicht, Joseph! Nicht.« Blitzschnell sprang Carew vor. Die warnende Stimme in seinem Innern hatte lauter geklungen als Zoias Schrei. Als er sich umdrehte, sah er Quincy vorstürzen.

»Carew, rasch! Mein Bruder...« Wieder schrie Zoia auf und zitterte, als würde eine unsichtbare Macht sie schütteln. Ihr Gesicht war eine verzerrte Maske.

»Das ist nicht Joseph, Quincy! Ich sage dir, wer das wirklich ist...«

Ihr Mann fuhr herum, sein schweißbedecktes Gesicht war starr vor Staunen. Doch in der nächsten Sekunde warf er sich mit einem wilden Fluch auf sie. Und dann bewegten sich die Felsen. Ein Stein löste sich vom Gipfel der Klippen, riß andere mit sich, und ein Felschagel ergoß sich auf den Strand.

»Bringen Sie Betty-Ann ins Haus, Elizabeth!« brüllte Carew. »Sie darf nichts sehen!«

Er sah, wie Elizabeth das Kind aufhielt, das aufgeregt auf ihn zulief, und zum Haus führte. Dann begann er die Steine fortzuräumen, die von oben herabgestürzt waren. Sie waren seltsam warm. Die schwache Frühlingssonne hatte sie unmöglich so erwärmen können.

Sie waren von Strahlen erwärmt, die Quincys Körper ausgesandt hatten. Quincys Körper, der jetzt kalt war, für immer. Ein großer Stein hatte seinen Kopf getroffen, und er war lautlos zusammengebrochen. Aber Zoia atmete noch. Carew untersuchte ihren zerschmetterten Körper und wußte, daß sie nicht mehr lange leben würde.

Als Elizabeth mit Joseph und einigen Dienern zurückkehrte, wickelten sie Zoia in eine Decke und trugen sie ins Haus. Sie legten sie auf ihr Bett und warteten auf den Arzt, der vom Festland kommen sollte. Sie war jetzt bei Bewußtsein und stöhnte vor Schmerzen.

»Als wir sprachen, gingen wir auf die Klippen zu«, sagte Carew. »Unser Gespräch sollte mich so ablenken, daß ich nicht mehr auf meine Umgebung achtete. Und dann wollte Quincy seinen Plan ausführen. War es so?«

»Ja«, sagte sie dumpf. »Er gab mir den Befehl ein, als ich schlief. Er sagte, ich solle Ihnen erzählen, was er mit mir macht. Vielleicht würden Sie mir helfen, so wie Sie Betty-Ann geholfen haben. Aber er sagte auch, ich solle Sie an den Platz unterhalb der Klippen locken. Und dann sollte ich schreien und sagen, daß Joseph auf den Klippen stünde.« »Und Joseph war gar nicht dort?« »Niemand war da. Joseph war in der Bibliothek, als wir an den Strand gingen. Er las ein neues Buch, und Quincy dachte, er würde bis zum Abend dort bleiben und also nicht beweisen können, daß er Sie nicht getötet hat. Aber ich wußte nicht, daß Quincy auch mich töten wollte.«

»Warum riefen Sie dann, daß es nicht Joseph war, daß Sie uns sagen wollten, wer es wirklich war?«

»Etwas anderes zwang mich, das zu sagen. Ich weiß nicht, was oder wer.« »Es war nicht Quincy?« »Es war jemand anderer...« Ihre Stimme erstarb, und ihre Augen brachen.

Der Arzt vom Festland kam und ging. Düsteres Schweigen lag über der Insel, ein Schweigen schwer von Blut und Tod. Carew blickte in den dunklen Himmel und fragte sich, ob er etwas hätte tun können, um diese Tragödie zu verhindern. Ein Erwachsener darf nicht tatenlos dabeistehen, wenn ein Kind mit Streichhölzern spielt, und er hatte gewußt, daß Quincy Lee nicht groß genug war für die Schuhe eines Zauberers im Hexenhaus.



Seltsamerweise bewunderte und bemitleidete er gleichzeitig den irregeleiteten, hartnäckigen Ehrgeiz Quincys. Ein Leben lang hatten Joseph und Elizabeth ihn verspottet. Und er hatte sich verzweifelt bemüht, sich jene bösen Kräfte anzueignen, die er so sehr bewunderte. Dieses Bemühen war von vornherein dem Untergang geweiht gewesen, denn Quincy war zu schwach.

Sein Plan mußte ihm perfekt erschienen sein. Mit einem Schlag hätte er drei Hindernisse aus dem Weg geräumt, den Rivalen, die Frau, die zwischen ihm und seinem Ziel stand, und den Mann, der ein viel offensichtlicheres Motiv für den Mord zu haben schien. Aber es hatte nicht funktioniert. Zoia wurde zum Instrument seiner eigenen Vernichtung. Ihr Schrei, den er ersticken wollte, hatte ihn ins Verderben gelockt, in seine eigene Falle. Er starb unter den Steinen, die seine übersinnlichen Kräfte aus den Klippen gelöst hatten.

Auch für Zoia empfand Carew Mitleid. Ihre Bitte um Hilfe war aufrichtig gewesen, auch wenn sie im Unterbewußtsein spürte, daß sie ihn damit in eine Falle lockte. Das machte er ihr nicht zum Vorwurf. Er wußte, daß Menschen in Hypnose Dinge taten, die ihr moralisches Empfinden sonst verabscheute.

Er verließ sein Zimmer und ging den dunklen Korridor entlang, der zu Josephs Zimmer führte. Leise klopfte er an die Tür. Joseph begrüßte ihn lächelnd. »Jetzt haben Sie die Hefe im Blut der Quincys erlebt, den Abschaum, Carew. Mein Bruder war ein Stümper, sonst würden Sie jetzt nicht mehr leben, und auch ich wäre vernichtet. Es ist in uns allen. Wir können ihm nicht entkommen, dem bösen Blut. Nicht einmal Elizabeth, obwohl sie ihm ihr Leben lang davongelaufen ist.«

»Eine bequeme Entschuldigung für Ihre bösen Instinkte, nicht wahr?« Carew setzte sich unaufgefordert. »Aber Sie werden nicht damit durchkommen. Wir sind die Herren unseres Blutes, nicht seine Untertanen.« Joseph zeigt verächtlich die Zähne. »Ist das eine Warnung, Carew?« »Nennen Sie es, wie Sie wollen, Quincy. Sie begehren etwas, das Sie nie haben können.«

»Elizabeth? Natürlich kann ich sie haben. Sie gehört zu mir. Sie ist eine Quincy, und eines Tages wird sie erkennen, daß es nur einen Weg gibt, ihr Ich auszudrücken: indem sie dem Drang ihres Blutes freien Lauf läßt und ihn nicht mehr zu hemmen versucht.«

»Nein. Elizabeth ist über die Bande, die sie an dieses Haus gefesselt haben, hinausgewachsen. Sicher, Sie können Sie zurückhalten - aber da sie schon einmal entfliehen konnte, wird ihr das auch ein zweites Mal gelingen.«

Joseph lachte kalt. »Elizabeth kann nicht vor sich selbst davonlaufen. Und auch nicht vor mir. Der Gedanke an Flucht ist ein Hirnospinn. Und wenn nicht - dann werde ich sie zur unendlich langsamen Qual machen.« Unbezwingbare Kraft schien von ihm

auszuströmen, als er diese Worte sprach und hoch aufgerichtet vor Carew stand.



Quincy Lee und seine Frau Zoia lagen im Salon aufgebahrt, von brennenden Kerzen umgeben, unter dem unergründlichen, bösen Blick der gemalten Tante Sarai. Während des Nachmittags hatten mehrere Leute vom Festland den Toten die letzte Ehre erwiesen. Viele Freunde gab es nicht - aber manche fühlten sich aufgrund alter Verbindungen und Bekanntschaften verpflichtet, der Familie ihr Beileid auszusprechen.

Am vergangenen Abend hatte Carew mit Elizabeth und Quincy vor den Toten gestanden. Joseph hatte zum Porträt seiner Tante hochgeblickt.

»Drei Tote, drei Lebende«, sagte er und hob spöttisch eine Braue. »Ich frage mich, wie lange dieser Zustand bestehen wird.«

Carew antwortete nicht, und Elizabeth sagte schauernd: »Rede doch nicht so, Joseph!« Er zuckte mit den Schultern. »Nimm mir meinen kleinen Scherz nicht übel, meine Liebe. Ich habe ohnehin keine sehr erfreuliche Nacht vor mir. Leider muß ich sie hier verbringen, die Kerzen wechseln, aufpassen, daß sie nicht ausgehen. Ein schrecklicher Brauch! Schade um meine Nachtruhe.«

»Warum brichst du nicht mit dieser Sitte, Joseph? Es ist doch absurd, sich zum Sklaven der Gebräuche seiner Ahnen zu machen.«

»Ich will mit keiner Sitte brechen, bevor ich nicht wirklich überzeugt bin, daß sie unsinnig ist. Ich gebe zu, daß es mir nicht angenehm ist, die ganze Nacht bei Quincy zu wachen.« Er stand am Sarg seines Bruders und blickte in das zerschmetterte Gesicht, das der Leichenbestatter mit Wachs verschönt hatte. Es schimmerte unheimlich im Kerzenschein. »Vielleicht kommt Quincy zurück. Er wäre ein hübscher Anblick, wenn er jetzt aufstünde.« Elizabeth lachte nervös.

»Joseph, du bist unverbesserlich. Ich werde meine Tür verschließen.«

»Wirklich?« Seine Augen funkelten spöttisch. Abrupt wandte sie sich ab.

Als sie in der Halle waren, seufzte Elizabeth auf.

»Ich wollte, er würde nicht die ganze Nacht im Salon bleiben, Gay. Zwar kann ich mir nicht vorstellen, daß Quincy in seinen Körper zurückkehrt, aber er haßte Joseph. Und es ist nicht gut, nachts mit soviel Haß allein zu sein.«

»Ich glaube nicht, daß Sie sich Sorgen machen müssen. Joseph kann sehr gut auf sich selbst aufpassen.«

Sie sah ihn merkwürdig an, sagte aber nichts mehr. Carews Gedanken waren längst woanders. Er blickte durch ein Fenster in die Nacht hinaus. Heute war Vollmond.

Betty-Ann schlief ruhig bis Mitternacht. Doch dann tauchte sie in einen verschwommenen Nebel. Zwei Hände griffen nach ihr. Die eine Hand hielt sie fest, die andere versuchte sie wegzuzerren. Sie war nicht genug bei Bewußtsein, um Furcht oder Schrecken zu empfinden, aber es war unangenehm, hin und her gezerrt zu werden. Sie wollte schreien, aber kein Laut kam über ihre Lippen.

Dann riß die Hand, die an ihr zog, sie aus dem Griff der anderen und löste sich sofort in Luft auf. Sie lag still da und war jetzt bei vollem Bewußtsein. Aber sie war unfähig, sich zu bewegen. Die Nebel hatten sich verzogen.

Und sie konnte klar sehen wie nie zuvor in ihrem Leben. Keine Wände begrenzten ihren Blick. Sie sah durch die Wände des Schlafzimmers ins Wohnzimmer und dann in den dunklen, gewundenen Gang, durch den die weiße Katze sie zu Tante Sarai geführt hatte. Sie sah die zwei Särge im Salon, das schmelzende Wachs, das wie Schweißtropfen an den Kerzen herabblief. Die Kerzen schienen aus Furcht vor Tante Sarai zu schwitzen, die aus bösen Augen auf sie herabsah. Und dann plötzlich

bewegte sich Tante Sarai. Die im Schoß verkrampften faltigen Hände öffneten sich, die klauenartigen Finger schlossen sich um die Armlehnen des Stuhls, und Tante Sarai erhob sich. Sie stieg aus dem Porträt und sprang zu Boden, ohne die Beine sichtbar zu bewegen.

Langsam ging sie an den Särgen vorbei zur Tür, streifte mit ihren langen Röcken die Kerzen neben Quincys Kopf, und eine stürzte um. Sie trat in die Halle, und hinter ihr wurde der Salon unsichtbar.

Sie kommt zur mir, dachte Betty-Ann. Sie wollte aus dem Bett springen, aber ihre Glieder waren wie gelähmt. Ihr Körper schien in Stein verwandelt. Nur ihr Herz lebte und hämmerte wild gegen die Rippen.

Tante Sarai ging durch die Halle. Ihre Augen glitzerten rötlich im Schein des Vollmonds. Ihre Schritte waren lautlos, die langen Röcke raschelten nicht.

Sie erreichte den Korridor, der geradewegs in den Ostflügel führte. Eine Tür nach der anderen verschwand hinter ihr. Jetzt war sie im Wohnzimmer - vielleicht kommt sie nicht zu mir, vielleicht geht sie durch eine andere Tür . . .

Aber sie schritt durch die Schlafzimmertür, die sich hinter ihr in Nichts auflöste. Ihre Hände streckten sich nach Betty-Ann aus, der Amethyst funkelte, rot glühten die bösen Augen. Und Betty-Ann wußte, daß das Ende aller Dinge gekommen sein würde, wenn diese Hände sie berührten. Tante Sarai würde sie in eine unbekannte Welt des Schreckens entführen.

Sie versuchte zu schreien, sich zu bewegen - vergebens. Und doch schien es, als sei ihr Schrei gehört worden. Gays Stimme antwortete. »Betty-Ann!«

Es war wie ein liches Schwert, das die Dunkelheit durchschneidet. Es zerschmetterte die Last, die auf ihr lag, und sie wußte, daß sie geschlafen hatte und jetzt erwacht war. Tante Sarai war noch immer hier, aber auch er war hier. Sie klammerte sich halb wahnsinnig vor Angst an ihn.

»Gay!« schrie sie schrill. »Tante Sarai! Sie kommt!«

»Das wird ihr nichts nützen«, sagte er ruhig, und sein starker Arm hielt sie fest.

Aber Tante Sarai kam auf das Bett zu! Er hob seine freie Hand und knipste das Licht an. Helligkeit durchflutete den Raum, und die schreckliche Gestalt war deutlich zu sehen, als ob sie aus Fleisch und Blut wäre. Ohne zu zögern ging sie weiter auf das Bett zu. Schreiend barg Betty-Ann das Gesicht an Carews Brust.

Er blickte die Gestalt an und sagte sanft: »Fürchte dich nicht, Betty-Ann. Sie kann dir nichts tun. Es ist nur eine Puppe, nicht Tante Sarai. Solche Puppen haben böse Leute in Tibet erfunden, um andere damit zu erschrecken. Sie lebt nicht wirklich. Sie tut nur, was man ihr sagt, wie eine mechanische Puppe, die man aufziehen kann.« Er lächelte. »Du wirst dich doch nicht vor einer Puppe fürchten?«

»Nein! Nein! Es ist Tante Sarai. . .« »Es ist eine Puppe.« Die Gestalt hatte jetzt fast das Bett erreicht. Die Augen waren böse glitzernd auf das Kind gerichtet, die ausgestreckten Hände berührten schon fast die Bettdecke. Carew griff danach und umschloß beide Hände mit seiner Rechten.

»Schau, sie ist nicht einmal aus festem Stoff!«

Seine Finger drangen durch weiche, kühle Masse. Die schrecklichen Augen ließen Betty-Ann nicht los.

»Sieh doch, Betty-Ann. Sie schaut mich nicht einmal an. Es macht ihr gar nichts aus, daß ich sie festhalte. Sie weiß gar nicht, daß ich hier bin. Sie wurde nur gemacht, um dich zu erschrecken.«

Betty-Ann starrte in fassungslosem Staunen die Gestalt an. Gay hielt Tante Sarai fest - und sie tat überhaupt nichts.

Gay blickte die Gestalt jetzt fest an und sagte befehlend: »Verschwinde! Du bist nichts, in dir ist nichts!«

Tante Sarai schwankte. Dann sank sie in sich zusammen, als ob sie keine Beine hätte. Die roten Augen starrten Betty-Ann noch immer an, aber das Gesicht wurde immer dünner und durchsichtiger. Die Schultern Tante Sarais, die vorher so stark und fest gewesen waren, sahen jetzt wie fließende Schatten aus.

Die Schatten zitterten noch einmal und verlöschten dann wie eine Kerze, die der Wind ausblies. Das Gesicht schwebte noch einen Augenblick transparent in der Luft, die roten Augen blitzten noch einmal auf und dann löste sich das Gebilde in Nichts auf.

Gay streckte noch immer die Hand aus und umklammerte leere Luft. Der Anblick erschien Betty-Ann plötzlich so komisch, daß sie laut auflachte. Er wandte sich zu ihr um und stimmte in ihr Lachen ein. Sie merkte kaum, daß er sein Taschentuch hervorzog und sich den Schweiß von der Stirn wischte.

»So, und jetzt haben wir genug gelacht, Betty-Ann. Du mußt wieder schlafen. Jetzt weißt du ja, daß du dich vor nichts mehr zu fürchten brauchst. Für heute nacht haben wir uns genug aufgeregt.«

Später sollte er noch mit grimmiger Ironie an diese Worte denken.

»Aber wenn Tante Sarai gar nicht echt war«, sagte Betty-Ann mit vor Erschöpfung matter Stimme, als er die Decke wieder über sie gezogen hatte, »wenn sie nur eine Puppe war - wer hat sie gemacht? Wer wollte mich so erschrecken?«

»Das werden wir schon noch herausfinden. Jedenfalls brauchst du keine Angst mehr zu haben, weder vor Tante Sarai noch vor irgendwelchen Hasen oder Katzen, nicht wahr?«

»Nein«, murmelte sie schläfrig. Es war alles so seltsam - irgendein böser Zauberer verfolgte sie - aber Gay war so klug und stark - er würde sie beschützen . . . Sanft glitt sie in den Schlaf hinüber.

Aber Gaylord Carew schlief nicht. Er saß an ihrem Bett und starrte in die Nacht, die immer noch zu leben schien, von unsichtbaren Mächten getrieben. Konnte er sich des Siegs schon freuen, den er errungen hatte? Immerhin, Betty-Anns Furcht war bezwungen. Tante Sarai war vor ihren Augen zusammengeschmolzen.

Er war nicht sicher gewesen, ob es ihm gelingen würde, in wenigen Augenblicken eine raffinierte Kreation zu zerstören, die in vielen Monaten entstanden war. Aber er hatte es geschafft. Er wunderte sich, warum das Haus rings um ihn nicht in verblüffter Wut und wildem Haß schwelte, wie er erwartet hatte. Das Zimmer, das allmählich von düsteren Wesen vibriert



hatte, war plötzlich leer und verlassen. Als ob sich das Böse von ihm und dem Kind abgewandt hätte, um sich auf etwas anderes zu stürzen. Elizabeth!

Abrupt sprang er auf. Warum hatte er das nicht früher erkannt? Nach dieser Niederlage würde die unsichtbare Macht sich aufbäumen, zum letzten und schwersten Schlag, um sich vor der endgültigen Vernichtung zu retten. Er läutete nach Julia. Er durfte das Kind nicht allein lassen.

Auch Elizabeth hatte in den Stunden vor Mitternacht ruhig geschlafen. Aber dann spürte sie das Netz, das eine schwarze Spinne unerbittlich um sie zu weben schien. Eine Drohung drang verschwommen in ihr Bewußtsein - Betty-Ann war in Gefahr, und ihre Stimme durchschnitt Elizabeths Traum. »Mutter! Mutter!« Sofort war sie wach, sprang aus dem Bett, warf sich den Morgenmantel um die Schultern und rannte zur Tür. Als sie sie öffnete, drang ihr die schwarze Leere des Korridors entgegen. Woher war der Schrei gekommen? Was war im dunklen Deckmantel der Nacht geschehen?

Sie rannte durch den Korridor, noch halb benommen vom Schlaf. »Betty-Ann! Betty-Ann!« Aber die Hilferufe schienen ihr davonzulaufen, den Gang entlang. »Mutter! Mutter!« Eine innere Stimme warnte sie, nicht weiterzulaufen, warnte sie vor einer Falle. Aber Betty-Anns Schreie dröhnten in ihren Ohren, schreckerfüllt und flehend. Ohne zu überlegen, rannte sie weiter.

Sie kam an eine Tür, hinter der die Schreie dumpf zu ersticken schienen. Sie riß die Tür auf, trat ins Dunkel. Ihr Fuß tastete sich vor, berührte eine Stufe, und als ihre Augen sich an die Finsternis gewöhnt hatten und die Treppe sahen, die sich hinaufwand und im Nichts verschwand, schloß sich lautlos die Tür hinter ihr. Einen Augenblick lang blieb sie reglos stehen. Nur Schweigen und Nacht waren rings um sie. Keine Schreie mehr. Sie drehte sich um, riß an der Klinke, aber die Tür ließ sich nicht öffnen.

Die Treppe führte in die Dachkammer. Wie oft war sie diese Stufen mit Joseph hinaufgestiegen, als sie noch Kinder waren! Die Tür hinter ihr hatte ein Schnappschloß. Sie saß in der Falle. Sie wußte, daß über ihr alles Böse auf sie wartete, das jemals im Hexenhaus gelebt hatte. Sie wußte nur nicht, warum und in welcher Form es wartete.

Langsam stieg sie die gewundene Treppe hoch, teils aus eigenem Willen, teils von einer seltsamen fremden Macht getrieben.

Sie öffnete die Tür, die in die Dachkammer führte, ging weiter zu dem kleinen Zimmer, das ihr und Joseph in der Kinderzeit als Laboratorium gedient hatte.

Joseph stand neben dem Tisch und blickte ihr entgegen.

»Du hast mich lange warten lassen, Elizabeth. Zehn Jahre lang. Ich wußte, daß du kommen würdest, aber das Warten war schmerzlich. Ich habe versucht, die Zeit zu verkürzen. Zuerst damit.«

Seine dunklen Augen funkelten, als er einen Gegenstand vom Tisch nahm, in dem sich die Mondstrahlen spiegelten. Mit ungläubig geweiteten Augen wich sie zurück. »Li Wans Dolch!«

»Ja. Mißversteh mich bitte nicht: Ich war nicht eifersüchtig auf Hugh. Er konnte dir nicht viel bedeuten. Aber ich haßte den Gedanken, daß du in seinen Armen lagst. Ich behielt euch beide immer im Auge. Ich wußte, wann er seinen Job verlor, wie elend er sich fühlte. Und nachts schickte ich meine Gedanken aus und bearbeitete Hughs Gehirn. Er war sehr empfänglich für meine Gedankenwellen. Tante Sarai wußte, warum ich dir den Dolch sandte. Es interessierte sie sehr, ob mein Experiment Erfolg haben würde. Ich schloß mich tagelang ein, starrte den Dolch an und dachte an Hugh. Und ich imprägnierte die Klinge gleichsam mit meinen Todesgedanken.«

»Du hast Hugh gezwungen, sich zu töten . . .«

»Er war zu schwach, sich gegen mich zu wehren«, sagte er lächelnd. »Es war unklug von dir, ihn als Ersatz für mich zu wählen. Jeder Mann, der deinen Weg kreuzt, kann nur ein Ersatz für mich sein. Du bist in deinem Schicksal unausweichlich gefangen, Elizabeth. Warum versuchtest du immer wieder zu entfliehen?«

Sie hatte das betäubende Gefühl, als ob das Schicksal selbst vor ihr stünde, groß und schwarz, unabwendbaren Untergang verkündend.

»Dann stimmt es also«, stammelte sie. »Meinetwegen fand Hugh den Tod. Und ich habe ihn nie glücklich gemacht.«

»Weil du ihm nicht geben konntest, was mir gehört. Du hast ihn nur verhext, und dagegen konnte er sich nicht wehren, Elizabeth.«

»Warum hast du dir den Dolch zurückgeholt? Um ihn mir zu zeigen, während du mir das erzählst?« Sie hatte sich gewaltsam aus der dunklen Benommenheit des Entsetzens gerissen, hatte ihre Fassung wiedergewonnen.

»Nein. Ich habe eine andere Verwendung für ihn.« Er lächelte sie an, und seine Augen glühten düster. »Er wird nicht viel Blut vergießen, Elizabeth. Nur so viel, um unser beider Blut in einer Schüssel zu mischen, während du dich mir versprichst. Eine Hexenhochzeit. Kannst du dich an die Riten erinnern, über die wir soviel in diesem kleinen Zimmer gelesen haben?«

Sie starrte die Silberschüssel an, die auf dem Tisch stand, und erneut überkam sie Entsetzen. Der Gedanke, hier allein mit ihm zu sein, raubte ihr fast das Bewußtsein. Aber sie riß sich zusammen.

»Du bist verrückt, Joseph, wenn du glaubst, daß du mich dazu zwingen kannst.«

»Du wirst es tun. Auch wenn du weißt, daß ich viel mehr getan habe, als dich von einem Gatten zu befreien, den du nie geliebt hast. Sieh!« Er lächelte noch immer, aber sein Lächeln loderte wie eine düstere Flamme auf seinem Gesicht. Er legte den Dolch beiseite, zog die Jacke aus und streifte das Hemd von seiner Schulter. Sie sah eine rote, noch unverheilte Wunde, den Abdruck von Zähnen.

»Das hat euer Hund gemacht. Erinnerst du dich, als Betty-Ann erzählte, der Hund hätte einen Hasen an der Schulter erwischt? Wenn ich nicht so schnell gewesen wäre, hätte Wilhelm Tell mir die Kehle zerrissen und Tante Sarai hätte Betty-Ann nicht mehr gequält.«

Sie starrte ihn ungläubig an. »Du, Joseph? Du warst der Hase?« »Natürlich nicht mein physischer Körper. Aber ich kann in ein Double schlüpfen, in einen ätherischen Körper, in mein Ka, wie die Ägypter es nennen. Ich kann mich in die Gestalt verwandeln, an die ich gerade denke. Abends, als ich vor dem Feuer im Salon saß und du dachtest, ich würde vor mich hindösen, schlüpfte ich aus meinem Körper heraus und flog an Betty-Anns Fenster. Das tat ich aber nur, wenn Quincy döste. Sonst hätte er Verdacht geschöpft und mich angegriffen. Denn ein Ka ist verwundbar, und die Verletzungen zeigen sich später am echten Körper.«

»Dann warst du es - du hast Betty-Ann das alles angetan . . .«

»Ja. Ich bearbeitete ihr Gehirn an dem Abend, als sie das Porträt zum erstenmal sah. Später machte ich ein Phantom aus Tante Sarai. Ich wagte nicht, sie ins Leben zurückzurufen. Sie war zu böse. Sie hätte sich womöglich nicht gefügt.«

Ihre Augen brannten dunkel in dem bleichen Gesicht. »Erwartest du, meine Liebe zu gewinnen, indem du meine kleine Tochter quälst?«

»Ich wollte nicht, daß du es erfährst, Elizabeth«, sagte er ruhig. »Ich wollte sie mittels Hypnose heilen, und das wäre mir leicht gelungen, indem ich meine Angriffe auf ihr Gehirn eingestellt hätte. Ich hätte deine Dankbarkeit und schließlich deine Liebe gewonnen. Aber du hast nicht zugelassen, daß ich sie behandle. Dadurch war ich gezwungen, sie beinahe in den Wahnsinn zu treiben. Aber ich hätte Betty-Ann nicht getötet. Sie bedeutet mir nichts. Sie ist nur schuld daran, daß ich deine Liebe nicht schon früher, gleich nach Hughs Tod gewann. Warum sollte die Barriere zwischen uns nicht zum Werkzeug werden? Und sie bildete gutes Material - intelligent, sensitiv. Dein Blut. Es war leicht, sie so weit zu bringen, wie ich sie haben wollte. Ein faszinierendes Experiment.«

»Du - du Teufel!« Ihre Hände fuhren hoch, wie um ihn zu schlagen, sanken dann aber kraftlos wieder herab. »Es hat keinen Sinn. Ein Schlag ins Gesicht kann dich nicht treffen - und außerdem bist du zu schmutzig, als daß ich dich je wieder anrühren könnte.«

Lächelnd ging er über ihre Worte hinweg.

»Wieviel Zeit und Kraft mußte ich für dieses Experiment aufwenden, Elizabeth! Vergeudete Zeit. Lieber hätte ich sie mit dir verbracht!«

Seine Stimme vibrierte. Er machte einen Schritt in Elizabeths Richtung, und sie spürte die heißen Ströme, die von seinem Körper ausgingen. Er streckte die Hand aus.

»Ich habe so lange gewartet, Bess! Spielt es eine Rolle, was ich getan habe während dieser Wartezeit? Wenn wir zusammen sind, werden alle Dinge, die dir jetzt so wichtig erscheinen, zusammenschmelzen. Und wir werden mächtig sein. Wir werden das Haus Quincy zu neuem Glanz erwecken, es wird heller strahlen als je zuvor. Dazu wurden wir geboren. Du und ich, Elizabeth.«

Totenbleich wich sie zurück. Sie hatte das Gefühl, auf der Spitze einer Spirale zu stehen, einer langen Spirale, die sich aus dem Hexenhaus und aus allen Generationen, die je darin gelebt hatten, emporwand.

»Was bist du?« fragte sie mit zitternder Stimme. »Wer bist du? Du bist dieses Haus, Joseph. Du warst immer Joseph . . .« Er lachte.

»Du meinst, ob ich jener erste Joseph bin? Ich weiß es nicht. Ich habe ihn im Traum gesehen - wie er dieses Haus baute. Ich weiß nur, daß ich seine Stärke in mir trage. Ich bin bereits Herr des Hexenhauses, und du wirst seine Herrin sein, denn du bist stärker als die erste Elizabeth de Quincy.«

Ihre Augen funkelten wild. »Nein! Ich hasse dich. Nach dem, was du Betty-Ann angetan hast, werde ich dich immer hassen. Daran kannst du nichts ändern mit all deinem bösen Zauber!«

»Liebe mich oder hasse mich, Bess, es ist alles eins«, sagte er lächelnd. »Welche Leidenschaft auch in dir brennt, das Feuer wird sich nach meinem Wunsch verwandeln - wenn du in meinen Armen liegst. Ein Fleisch - eine Seele.«

Sie bebte vor Furcht und Wut. Sie verstand ihn jetzt. Ihr Körper war heiß vor Zorn, aber in ihr Herz kroch etwas Kaltes, Schwaches, das ihren Haß besiegen konnte - eine Schwäche, die sich in Entzücken zu wandeln drohte wie damals, vor zehn Jahren, als sie gegen Josephs Liebe gekämpft hatte. Auf dem Tisch standen Kerzen, die er jetzt anzündete. Sie warfen vielgestaltige Schatten an die weißen Wände, monströs tanzende Figuren, die einen Hexensabbat zu feiern schienen.

»Gut so, Elizabeth. Dein Haß wird zu einer Leidenschaft werden, die größer ist als Liebe. Eine Leidenschaft, die unser beider würdig ist.«

Und dann geschah es. Plötzlich wich die Schwäche aus ihrem Körper. Sie richtete sich auf, die Farbe kehrte in ihre Wangen zurück, und ihr Lachen klang durch den dunklen Raum.

»Du hast zu lange gewartet, Joseph. Jetzt ist es zu spät. Du hättest mich zur Herrin des Hexenhauses machen können, als ich noch ein junges Mädchen war. Da war eine Seite in mir, die du hättest anrühren können. Aber jetzt nicht mehr. Du kannst mich nicht mehr erreichen. Denn ich liebe Gaylord Carew - mit allem, was ich bin.«

Sie sah die Veränderung in seinem dunklen Gesicht. Ein weißer Blitz schoß aus seinen Augen, als er nach dem Dolch griff. Er kam auf sie zu, aber sie wich nicht zurück.

»Du kannst mich verletzen, aber nicht mehr besitzen. Ich liebe Gaylord - und das macht mich frei von dir.«

»Nein! Nichts kann dich von mir befreien.« Sein Gesicht war eine verzerrte Fratze, und seine Stimme bebte, hatte die alte Sicherheit verloren.

»Nichts, Joseph?« Carews Stimme klang wie eine Glocke durch den Raum. Hochaufgerichtet stand er in der Tür. Er lächelte Elizabeth zu, und sein Lächeln war wie eine Umarmung.

»Zurück, Carew!« schrie Joseph. »Wenn Sie auch nur einen Schritt näher kommen, töte ich sie!« Blitzschnell riß er Elizabeth an sich und setzte ihr den Dolch an die Kehle. »Sie ist tot, bevor Sie sie erreichen können.«

»Ich habe sie bereits erreicht. Als ich die Treppe heraufkam, hörte ich Elizabeths Worte. Sie wird niemals die Ihre sein, Joseph. Wofür wollen Sie noch kämpfen?«

»Wofür ich immer gekämpft habe. In ihren Träumen werde ich sie beherrschen.«

»Damit?« Er zeigte auf den Dolch in der Hand des anderen. »Ich dachte mir, daß Sie ihn haben.«

»Du wußtest es, Gay?« schrie Elizabeth. »Du wußtest es?«

»Ich wußte es, seit du mir von dem Kampf zwischen Joseph und Quincy erzähltest. Und ich wartete darauf, daß er dir die Augen öffnen würde. Joseph, der in deiner Kindheit und in deinen Jungmädchentagen einen gewissen Zauber auf dich ausgeübt hat. Ich wartete darauf, daß er sich dir in seinem wahren Wesen zeigt. Warum sollte ich etwas tun, das er viel besser konnte?«

»Weil Sie es nicht konnten, Carew. Deshalb überließen Sie mir das Spiel!« Joseph lachte wild auf.

»Das Spiel ist noch nicht zu Ende.« Carews Blick glitt über den Dolch. »Wir alle drei werden diesen Raum nicht lebend verlassen, wenn wir noch lange bleiben. Eine Kerze im Salon ist umgefallen. Das Erdgeschoß steht bereits in Flammen.«

»Betty-Ann!« schrie Elizabeth. »Sie ist mit Julia am Strand. Ich wäre früher gekommen - aber ich mußte mich noch um sie kümmern.«



»Wir bleiben hier«, sagte Joseph. Aber das Feuer in seinen Augen war erloschen, und sein Gesicht wirkte plötzlich eingefallen. Er hatte alles verloren - das Haus, dem er zu neuem Glanz verhelfen wollte, die Frau, die er endlich gewonnen zu haben glaubte. Er stand an einem dunklen, leeren Abgrund - am Abgrund seiner Niederlage. Carew beobachtete ihn ohne Furch und ohne Triumph.

»Glücklicherweise hat das Feuer die Flügel des Hauses noch nicht erreicht -und von ihnen führen Treppen in Freie.«

Joseph schien seine Worte gar nicht zu hören. Er lachte wild auf. »Meine Liebe machte mich blind und sanft. Ich hätte schon längst zuschlagen sollen, nicht erst heute nacht. Dann wären Sie nie in Hexenhaus gekommen, Carew. Und auch dann war ich noch zurückhaltend. Ich goß all meine Eifersucht in Quincy Herz, bis er in dem Fieber brannte, mit dem ich nicht meine Kraft verzehren durfte. Ich lenkte seine Gedanken auf Ihren Tod. Tag und Nacht fand er keine Ruhe mehr. Er war das Schwert, mit dem ich Sie töten wollte. Und auch er durfte nicht am Leben bleiben. Er hätte es nicht ertragen, Elizabeth an meiner Seite zu sehen. Er wäre gefährlich wie ein tollwütiger Hund geworden. Und einen tollwütigen Hund tötet man.«

»Ihn selbst, aber nicht seinen Wahnsinn. Betty-Ann erzählte mir, Tante Sarai habe eine Kerze neben Quincys Kopf umgeworfen, als sie an seinem Sarg vorbeiging. Diesen Teil des Traumes haben Sie nicht diktiert, Joseph, nicht wahr?«

Josephs Augen blitzten, und dann lachte er bitter.

»Nein. Er schlüpfte in ihre Gestalt. Er benutzte meine Kreatur für seine Zwecke.«

»Und Sie gaben Zoia den telepathischen Befehl zu schreien, es sei nicht Joseph, der auf der Klippe steht. Damit sollten wir alle drei unter den Felsen begraben werden.«

»Ja. Und er rächte sich noch nach dem Tod.«

Sein Griff, mit dem er Elizabeth hielt, lockerte sich. Mit einem Schrei riß sie sich von Joseph los und warf sich in Carews Arme, die sie tröstend umschlossen. Ruhig blickte er in das verzerrte Gesicht seines Gegners.

»Sie hätten mich nie ins Hexenhaus kommen lassen dürfen, Joseph. Denn ich kann Ihre Phänomene besiegen.«

Er wartete noch sekundenlang, aber es kam keine Antwort. Joseph schien nach Atem zu ringen. Carew wagte es nicht, noch länger zu warten. Er zog Elizabeth zur Tür. Das Dachgeschoß war voll Rauch, und sengende Hitze schlug ihnen entgegen, als sie die Treppe hinabstiegen. Flammen züngelten durch die Halle. Das Hexenhaus erlitt das alte Schicksal der Hexen - den Flammentod. Als sie den Fuß der Treppe erreichten, krachte es über ihnen ohrenbetäubend. Sie rannten zum offenen Tor, durch das ihnen kühle, rettende Nachtluft entgegenrang. Und erst in der Sicherheit dieser Kühle wagten sie sich umzublicken.

Der obere Teil der Treppe war hinter ihnen zusammengebrochen. Joseph stand hoch aufgerichtet über dem Flammenmeer. Seine Stimme klang durch die Rauchschwaden, ruhig und ironisch, wie Elizabeth sie immer gekannt hatte.

»Lebt wohl, für diesmal. Es spielt keine Rolle, ob ich jetzt der Besiegte bin oder nicht. Es gibt nicht nur ein Leben, es gibt Hunderte von Leben. Quincy hat uns doch einen Vorgeschmack davon gegeben, nicht wahr? Und wenn ich dich auch nie gewinnen kann, Elizabeth, ich werde es immer wieder versuchen. Sie können sie haben, Carew. Aber Sie werden nicht in Frieden mit ihr leben können. Weder Jahrhunderte noch Ewigkeiten werden mich ermüden. Ich werde euch jedes andere Leben lang verfolgen, auf diesem oder einem anderen Stern.«

»Das glaube ich nicht, Joseph. Eines Tages werden auch Sie erwachsen werden. Und jetzt werde ich ein paar Diener holen. Gehen Sie an ein Fenster, dann können wir Sie leichter erreichen.«

»Sind Sie wirklich so leichtsinnig, mein Leben retten zu wollen?« fragte Joseph lächelnd. »Aber ich verzichte darauf.« Er schleuderte Li Wans Dolch in die Flammen, die nach ihm züngelten.

»Ich fürchte mich nicht vor dem Feuer. Ich habe zu lange darin gelebt. Ich brenne inwendig seit jener Nacht, in der du zu Hugh Stone gegangen bist, Elizabeth. Es kann nicht viel anders sein, äußerlich zu brennen. Auf Wiedersehen, Geliebte.«

Er wandte sich ab und ging in die brennende Halle zurück.

»Was wolltest du denn retten, Mami?« fragte Betty-Ann. Die blauen Augen strahlten in dem bleichen kleinen Gesicht.

»Gay sagte, du wolltest mit ihm irgendwelche Dinge retten, und ich sollte hier bleiben und mir keine Sorgen machen.«

»Es gab nicht mehr viel zu retten, mein Liebling.«

»Das macht nichts, wenigstens müssen wir jetzt nicht mehr im Hexenhaus wohnen. Sieh doch, wie es brennt! Es scheint im Feuer zu tanzen. Es wirkt so froh und frei.« Elizabeth blickte zum Haus zurück. Ein Krachen, ein Zischen - und dann stürzte das Dach ein. Die sengende Flammenmeute wogte wie ein Meer darüber hin, stampfte es nieder, reckte die rot lodernden Arme in den Himmel. Das Hexenhaus schien in einem wilden Freudenfeuer zu erstrahlen. Wie ein glühender, rauchumwogter Riese verhauchte es sein unheimliches Leben in die Nacht. Ein rosiger Schein zeigte sich im Osten, und langsam kroch die Sonne über den Horizont.

Elizabeth saß auf einem Sofa, das das Personal vor dem Feuer gerettet hatte, am Strand. Betty-Ann schlief. Ihr Kopf lag in Elizabeths Schoß. Nichts war um sie, nur der Himmel und Meer und Einsamkeit. Wo einst das Hexenhaus gestanden hatte, ragte ein Berg glimmender Asche auf, aus der sich hier und da dünne Rauchwölkchen kräuselten wie die letzten Atemzüge eines sterbenden Drachens.

Gaylord Carew kam über den Strand auf sie zu, und plötzlich war die Einsamkeit besiegt, die Luft war warm und hell. Lächelnd blickte er auf sie herab. »Dunkle Erinnerungen?« »Nein. Die Welt ist plötzlich neu für mich. Ich wußte ja gar nicht, wie riesig der Himmel ist. Immer stand das Haus davor. Jetzt ist es verschwunden, zu einem Häuflein Asche geworden. Ich weiß, das ist nur ein Symbol. Aber es bedeutet so viel für mich.«

»Ich weiß, Elizabeth. Es bedeutet ein neues Leben für dich. Und für Betty-Ann.« Er legte den Arm um sie. »Komm. Das Boot wartet, das uns zum Festland bringt.«

